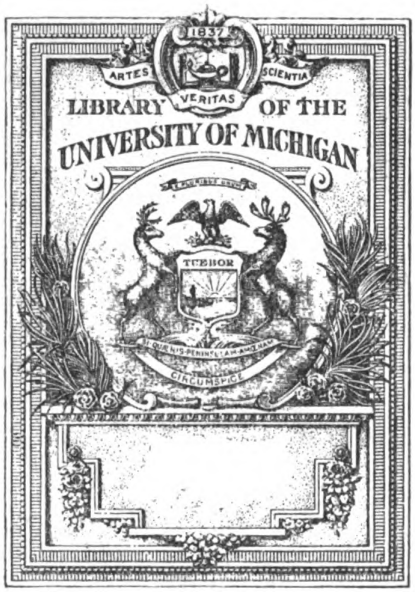
838
4310
S36

B 546332

Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

838
U 310
S 36

Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

EINZELAUSGABE

UHLAND UND DIE DEUTSCHE HELDENSAGE

VON

PROF. DR. H. SCHNEIDER

AUS DEN ABHANDLUNGEN DER KÖNIGL. PREUSS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
JAHRGANG 1918. PHIL.-HIST. KLASSE. NR. 9

BERLIN 1918

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorgelegt von Hrn. Roethe in der Gesamtsitzung am 30. Mai 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 17. August 1918.

Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

In den 8 Bänden der wissenschaftlichen Schriften Uhlands nimmt die Heldensage (im folgenden: HS) nicht den äußeren Raum ein, der ihr gebührt. Ausschnitte aus zwei Vorlesungen weiteren Umfangs und, durch einen Zeitraum von fast 30 Jahren davon getrennt, zwei kurze Einzelaufsätze sind die einzigen Zeugen für ihres Verfassers jahrzehntelanges Ringen mit den Problemen der HS, für das wahrhaft innerliche Verhältnis, das ihn von jeher mit diesen Erzeugnissen des deutschen Mittelalters verbunden hat. Wer aber alle sonst in den Schriften zerstreuten Stellen zusammenträgt, wer in den von Uhlands Hand vorliegenden Ausführungen zwischen den Zeilen zu lesen versteht und gar den nunmehr in vollem Umfang erschlossenen Briefwechsel zu Hilfe nimmt, der wird das umfassende Bild einer Lebensarbeit, eines halbjahrhundertelangen, tiefbohrenden und gewiß nicht unfruchtbaren Studiums gewinnen. Ganz wird es dann vielleicht mit Hilfe des Nachlasses gelingen, zu ermitteln, wie Uhlands erstes HS-System, das in den Vorlesungen zutage tritt, weitergebildet worden ist, was für Endziele er angestrebt und welche er wenigstens seiner subjektiven Beurteilung nach erreicht hat. Die Uhlandliteratur hat sich bisher, wie mir scheinen möchte, allzusehr darauf beschränkt, den Inhalt der wissenschaftlichen Schriften ihres Meisters resümierend wiederzugeben und zu versichern, daß neben vielem Veralteten doch auch noch Gegenwartswerte in diesen Theorien enthalten seien. Die Anschauungen des Sagentheoretikers Uhland, deren entstehungsgeschichtliche Analyse im folgenden versucht werden soll, dürften einer solchen Probe vielleicht am schlechtesten standhalten. Sie sind jetzt überwunden und wir werden sie an objektivem Wert, speziell für unsere Zeit, entschieden den Partien seiner Untersuchungen nachsetzen, die nicht das Werden und Wesen der HS, sondern die ästhetische und ethische Würdigung der mhd. Epen zum Gegenstande haben. Diese sind klassisch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geworden, jene historisch. Das entbindet uns aber nicht von der Pflicht, auch ihnen gegenüber UHLANDS Forderung zu verwirklichen, nach welcher jeder, der über ihn urteilen will, sein wissenschaftliches Lebenswerk kennen muß. Kennen heißt aber hier mehr als sonst irgendwo: in seinem Werden und Herauswachsen aus Fremdem und Eigenem verstehen lernen. Was hat UHLAND in seinen Vorlesungen und Aufsätzen über die HS objektiv geleistet? Welches waren seine Gewährsmänner und wie weit ist er über sie hinausgekommen? Ist er auf dem Standpunkt von 1830 im wesentlichen stehengeblieben oder hat er ihn zugunsten eines anderen, fortschrittlicher zu nennenden verlassen? Das sind die nächsten Fragen, die sich an seine Schriften und Äußerungen zur HS knüpfen müssen.

Daß es dabei mancherlei Mißhelligkeiten mit sich bringt, die Untersuchung auf das nach modernen Begriffen abgesteckte Gebiet der HS zu beschränken, hat sich mir selbst am meisten fühlbar gemacht. Namentlich konnte es ohne gelegentliche Grenzstreitigkeiten mit der Mythologie nicht abgehen. Indes mußte irgendein Einteilungsprinzip für das so umfassende, von UHLAND im Zusammenhang abgehandelte Stoffgebiet schließlich gewählt werden. Und der Mythologe befolgt doch von Anfang an eine andere Methode als der Sagentheoretiker, wenn auch der letztere schließlich durch den ersteren entscheidend beeinflußt worden ist. Die Ausdeutung der Göttersage, wie sie im *Mythus von Thor* erfolgt ist, soll zum Gegenstand einer gesonderten Untersuchung gemacht werden.

I.[1]

UHLAND hat sich den Weg zum deutschen Altertum im wesentlichen selbständig gebahnt. In seine ersten Studiensemester fällt die Bekanntschaft mit einigen Denkmälern der HS. Natürlich waren es nicht immer die ältesten und reinsten Quellen, die ihm flossen, sondern gelegentlich auch abgeleitete und trübe: er hat sich in manchen Fällen dennoch fast sein Leben lang von ihnen beeinflussen lassen. Einer Notiz seiner Witwe verdanken wir die ersten Fingerzeige (L. 19): Sein Lehrer Seybold machte ihn mit dem *Waltharius* bekannt, der mächtig »in ihn einschlug«. Durch

[1] Römische Ziffer mit nachfolgender arabischer bezeichnet im folgenden Band- und Seitenzahl der U.schen wissenschaftlichen Schriften. Steht ein Br. davor, so bezieht sich das Zitat auf die *Briefe von und an U.*, hg. von HARTMANN, 1911—16. L. bedeutet *U.s Leben von seiner Witwe*, 1874, TB *Tagbuch*, hg. von HARTMANN, 1898.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die virgilisierende Maske hindurch vermochte Uhland den echten Atem altgermanischen Heldengeistes zu spüren. Allerdings ging er fehl, wenn er, in sofort erwachtem Interesse für die Quellenfrage dieses Gedichtes, auf ein altdeutsches Original, d. h. doch wohl Epos, schloß, das Ekkehart vorgelegen haben soll. (Br. I, 23, so noch in der Schrift über Walther V, 10.) Als weitere Quelle früher Kenntnis der HS wird von der Gattin in gleichem Zusammenhang ein im Besitz eines Verwandten befindliches Journal, *Heidelberger Museum* genannt, angeführt. Daß Frau Uhland hier nach einer Reihe von Jahren eine offenbar nur einmalige flüchtige Äußerung ihres Mannes etwas ungenau wiedergibt, wird man ihr sicherlich nicht verargen, wohl aber den Uhlandbiographen, daß sich durch ihre Reihe diese Notiz beharrlich und unkritisiert hindurchzieht. Es muß sich in Wahrheit um das Deutsche Museum gehandelt haben, in dessen erstem Jahrgang 1776 Eschenburg das jüngere Hildebrandslied unter der Überschrift: *Das Lied vom alten Hildebrand* mitgeteilt hat. Und Kenntnis eines altdeutschen Gedichts genau dieses Titels bezeugt uns die Biographie für jene Zeit[1]. — Die mittelhochdeutschen Epen traten dem jungen Dichter dann ein paar Jahre später infolge eines günstigen Gelegenheitskaufes nahe. Aus Herders Bibliothek hat er 1805 das gedruckte *Heldenbuch* erworben. Hier holte er sich die schon länger begehrten Aufschlüsse über Wesen und Beschaffenheit der altdeutschen Poesie, ließ sich aber auch schon, wie noch 25 Jahre später, durch romantisch-phantastische Anwüchse so bestechen, daß diese ihm untrennbar erschienen von einigen mit Scharfsinn ausgespürten wirklichen Überresten altgermanischen Geistes und altgermanischer Kunst. Die Bekanntschaft mit dem Nibelungenlied fällt vielleicht noch früher. 1807 legt er seinem damaligen poetischen Gewissensrat Seckendorff das Bekenntnis ab, daß unter den Resten des deutschen Altertums die alten Heldenlieder, »welche sowohl der Geschichte als dem Geiste nach echt deutsch sind«, für ihn »den meisten Reiz haben«. (Br. I, 58.) In Seckendorffs Almanach trat er bekanntlich als Vermittler der poetischen Schönheiten des Wolfdietrich auf, wie er im *Sonntagsblatt* für die Nibelungen Anhänger zu werben suchte. In jener Zeit beschäftigte ihn natürlich vor allem die Frage nach der poetischen Verwertbarkeit dieser altehrwürdigen Stoffe. Aber auch anderweitige Früchte verspricht er sich

[1] Ich sehe nachträglich, daß sich diese Richtigstellung schon im Journal of Germanic Philology Bloomington Ind. N. S. A. 1898/99 S. 5 findet, aber unbeachtet geblieben zu sein scheint (cf. z. B. *Reinöhl* I, XVI).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bereits von ihrem Studium: die Kenntnis der deutschen Vorzeit ist ihm doch schon ein beachtenswerter Selbstzweck. Die ethischen Züge zumal, die im Heldenbuch so schön zutage treten, erwecken nicht bloß das menschliche Wohlgefallen des modernen Lesers, sie mehren auch seine Einsicht in den Geist verschwundener Zeiten. Und früh schon deutet Uhland an, welcher Art der wissenschaftliche Ertrag wohl hauptsächlich sein wird, den man sich aus diesen Studien erwarten darf: »Sie (die Gedichte des Heldenbuchs) umfassen doch wohl die älteste Heldenwelt, die echte Mythologie unserer und der mit ihr verwandten Nationen.« (Br. I, 22.) Im Jahre 1807, als er dies niederschrieb, hat er die Lösung seiner nachmaligen Hauptaufgabe, die Herausschälung des mythischen Elements aus der HS, offenbar noch nicht in sein eigenes Programm aufgenommen. Er erkennt nur die Wichtigkeit des Problems an, rechnet sich selbst aber nicht zu den »Literatoren«, deren Bemühungen nach seiner Äußerung an Seckendorff »sich zuerst und vorzüglich auf das Heldenbuch selbst und die mit dem Heldenbuch und den Nibelungen verwandten Gedichte und Kudrun richten« sollen. Er verhält sich mehr empfangend als mitforschend.

Aber er kann doch schon damals das Verlangen nicht unterdrücken, sich von der zufälligen späten Form dieser Gedichte nach Möglichkeit frei zu machen: er äußert Begierde, über die von Docen gemachte Entdeckung bezüglich einer älteren Form des Heldenbuches näheres zu erfahren, ehe er an weitere Übertragungen geht. (Br. I, 15.) So regt sich also das wissenschaftliche Interesse halb unbewußt neben dem ästhetischen. 1806 kennt Uhland Docens Ausführungen noch nicht, mutmaßt aber deren Inhalt durchaus zutreffend: Die Druckgestalt der Gedichte des Heldenbuchs muß eine späte Entstellung der ehemals sicher auch in ihnen heimischen Nibelungenstrophe sein. Nachmals wird er sich die Aretinschen *Beiträge*, deren X. Heft 1804 den Aufsatz enthielt, irgendwie zugänglich gemacht haben. Genau wie Uhland vorhergesagt hatte, erhebt Docen hier den sehnsüchtigen Ruf nach der Urgestalt aus dem 13. Jahrhundert, in der wir einem neuen und ungleich vollkommeneren Heldenbuch, als das gedruckte ist, entgegensehen dürfen. Die erste Form der Gedichte ist 300 Jahre älter als der Druck. Zum Beleg teilt Docen ein Bruchstück aus dem Rosengarten mit, das sich, mit der Druckfassung verglichen, als älteres und weit besseres Original erweist. Daß auch die Docen wie Uhland so besonders interessierenden Wolfdietrichgedichte auf eine solche bessere Urform zurückgehen, bedurfte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

damals schon gar nicht mehr des Erweises, denn ADELUNG hatte bereits 1798 in seinen — UHLAND gleichfalls bekannten — *Nachrichten von altdeutschen Gedichten* Proben eines nicht zäsurreimenden Ortnit und Wolfdietrich gegeben. Es ist merkwürdig, wie fest die DOCENschen Ausführungen bei UHLAND Wurzel geschlagen haben: dem zum Schluß von dessen Aufsatz ausgesprochenen Verlangen, die unverdorbenen echten Originale bald wieder in unserem Besitz zu sehen, gibt UHLAND von nun an immer wieder Ausdruck, ja man möchte fast meinen, die Veröffentlichung eines nicht durch Zäsurreime entstellten Wolfdietrich gehöre zu seinen wärmsten Wünschen auf dem Gebiet der deutschen Philologie. 1834, Br. III, 14 spendet er einem Herausgeber von B I deshalb sein Lob; ja noch am 20. Nov. 1856, Br. IV, 176 gibt er MASSMANN gegenüber seinem Verlangen Ausdruck nach endlicher Publikation einer Hs. des Wolfdietrich, von der er mutmaßt, daß sie das »Original der Bearbeitungen im gedruckten Heldenbuch« ist und »die gemeine Lesart des Wolfdietrich, noch nicht durch Zwischenreime fast unbrauchbar gemacht, darbietet«. Ein Beispiel, wie treu er Jugendideen und -wünsche auch auf wissenschaftlichem Gebiet festzuhalten pflegte.

Einen erneuten Erweis dafür treffen wir gleich einige Jahre später an: einem schönen Brief an Kerner zufolge (Br. I, 124) erfreut ihn »in den echtdeutschen Sagen und Liedern besonders das Vorherrschen der Züge von treuer Genossenschaft unter Männern, vorzüglich auch der Herren- und Dienertreue . . . . . Die Anhänglichkeit Wolfdietrichs an seine Dienstmänner bildet, wenn ich mich noch recht erinnere, beinahe die Einheit im zweiten Teil des Heldenbuchs, die zu diesem Verhältnis gehörigen Szenen sind überhaupt äußerst rührend . . . . . Dann die Geschichte, die im prosaischen Anhange zum Heldenbuch erzählt wird: Kaiser Ermrich hatte seinem Bruder, dem Dietrich von Bern, acht Helden gefangen genommen und machte ihm die Bedingung, daß, wenn er sie wieder haben wollte, so müßte der Berner dem Kaiser all sein Land abtreten und zu Fuß hinweg gehn. Da rieten dem Berner seine Mannen, es seye besser, er verlöre seine Helden denn sein Land. 'Do sprach der Berner: Das wöll Gott nit: wann unter den achten ist keiner, läge er allein gefangen, eh ich ihn ließ tödten, ich gienge eh von allen meinem Lande.' Also gab der Berner das Land und gieng mit seinen Dienern zu Fuß hinweg.« Was sich ihm damals auf Grund seines rein poetischen Instinkts als Hauptmoment der Wolfdietrich- und Dietrichsage oder doch wenigstens als ansprechendste und sagenechteste Episode

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der letzteren herausgestellt hat, das sucht er, wie wir noch sehen werden, mehr als 20 Jahre später mit wissenschaftlichen Kriterien als Kern der gesamten gotischen HS zu erweisen. Wie sehr hat ihn doch zu jeder Zeit das Gefühlsmäßige bei der Beurteilung dieser Denkmäler geleitet! Schon damals bedurfte er, um zu genießen und sich zu begeistern, nicht mehr des abgeschlossenen Kunstwerkes, sondern vermochte das dichterisch und ethisch Wertvolle zu würdigen, auch wo es ihm in der verderbtesten und kunstlosesten Form entgegentrat. Nur so ist sein Entzücken über das v. d. HAGENsche *Buch der Helden* zu verstehen, das ihm SCHWAB 1811 zugänglich machte und in dessen Gedichten »sich ihm eine ganz eigene Ansicht der Poesie öffnete« (TB 57, cf. Br. I, 258).

Dem Wolfdietrich und dem Helden von Bern erscheint also UHLANDS sagengeschichtliches und poetisches Interesse schon damals zugewandt: die wärmste Neigung aber bringt er den Nibelungen entgegen, zu denen er sich immer und immer wieder hingezogen fühlt. Der Autor des Aufsatzes über das afr. Epos hatte zu tiefen Einblick in Entstehungsgesetze und Wesen der mittelalterlichen Epik gegeben und gewonnen, als daß er auf die Dauer an gleichen Problemen, die die deutsche Vergangenheit darbot, hätte vorübergehen können. Fast möchten ihm die französischen Studien nur als Vorarbeit für eine gründliche literarhistorische Erforschung der Nibelungen gelten, wenn er Febr. 1812 (Br. I, 469) BEKKER gegenüber die Hoffnung auspricht, aus der Betrachtung des altfranzösischen Epos endgültigen Aufschluß über Homer und die Nibelungen zu gewinnen, die noch als große Rätsel vor ihm stehen. Werden und Sein des Epos in romantischer Auffassung studiert er ein Jahr später an der Hand von J. GRIMMS Aufsatz über *Epos, Mythus und Geschichte*. Die unvermeidliche Grundlage zu jeder fachlichen Beschäftigung mit der Nibelungensage scheint er legen zu wollen, wenn er im September 1812 v. d. HAGENS *Ältere Edda* und desselben Herausgebers Nibelungenlied nebeneinander liest: Allein das geschieht noch nicht, wie man mutmaßen könnte, in sagenvergleichender Absicht, trotzdem im November desselben Jahres die RÜHSSche *Jüngere Edda* in den Interessenkreis gezogen wird. Auch als er nach fünfjähriger Pause an all diese Quellen, zu denen inzwischen auch v. d. HAGENS *Nordische Heldenromane* gekommen sind, erneut herantritt, erklärt das TB gleich, die Lektüre geschehe »in dramatischer Beziehung« (S. 221). Diese eingehenden, stoffvergleichenden Vorstudien führen im November 1817 zur Niederschrift des zweiteiligen Dramenentwurfs *Siegfrieds Tod* und *Kriemhilds Rache*.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es entspricht der in allem gründlichen Natur des Dichters, daß er auch zum Zweck bloß künstlerischer Verwertung dieses Stoffgebietes die sekundäre Nibelungenliteratur sich zu eigen zu machen strebte: Görres' Aufsatz über den *Gehörnten Siegfried* in der Einsiedlerzeitung und die hier einschlägigen Stücke aus den *Altdeutschen Wäldern* haben ihm vorgelegen (TB 222). Und ganz unvermerkt scheinen nun diese Abhandlungen seinem Interesse einen anderen Mittelpunkt zu geben: der dramatische Plan wird schnell verworfen, aber das Studium der Nibelungenliteratur geht emsig weiter. Uhland gewinnt nun auch der diesen Gedichten und Sagen gewidmeten Forscherarbeit Reiz ab, wohl weniger weil er sich für deren bisherige Methode begeistern kann, als weil deren Ziele ihn anlocken. Das entstehungsgeschichtliche und sagenvergleichende Problem drängten sich ihm in ihrer Bedeutung zuerst auf: Im Januar 1818 treffen wir ihn über der Lektüre von Mones *Einleitung in das Nibelungenlied*, und 1819 erwirbt er sich neben v. d. Hagens Nibelungenausgabe auch dessen Schrift über »*Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer*« (TB 286). Man wird unter diesen Umständen an seinem Nibelungenentwurf auch nicht ganz vorbeigehen dürfen, sondern ihn — ganz abgesehn von seiner poetischen Wertung, die uns hier nicht obliegt — als ernstzunehmende Manifestation über Uhlands damalige Grundauffassung des Stoffes beachten müssen. Dabei trifft man wieder auf eine jener früh eingewurzelten und zunächst lediglich erfühlten Anschauungen, deren wissenschaftliche Begründung einer viel späteren Zeit vorbehalten bleiben sollte; auf ganz eigene Weise deutet Uhland hier die letzte Katastrophe des Liedes aus: »Untreue«, so notiert er, »(das Schwert Balmung, mit dem schon Siegfried die Nibelungen erschlagen) schlägt ihren Herrn«. (Keller S. 399.) Auch Siegfried ist also nach seiner Ansicht wenigstens einmal im Leben, in seinem Verhalten gegen Schilbung und Nibelung, ein Treuloser gewesen: deshalb muß er, gegen das Lied, durch das Schwert Balmung den Tod erleiden. Daß im odinischen Sagenkreis auch die besten Helden es mit Treue und Untreue nicht allzu genau nehmen, ist dann später ein Hauptkriterium für die Scheidung dieses Zyklus von dem Amelungenkreise geworden (s. S. 45).

Als seit Anfang der zwanziger Jahre die zuerst 1812 flüchtig aufgetauchten Pläne zu einer umfassenden Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter greifbare Gestalt annehmen, da ist es neben dem Minne-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesang sofort die Heldensage, die UHLANDS Interesse in erster Linie fesselte. An ihr erholt er sich, wenn ihm Wolfram zu schwierige Probleme darbietet, und ihrer Behandlung soll ein vollkommen selbständiger Abschnitt im Gefüge des großen Werkes gewidmet werden: Oktober 1823 und April 1825 berichtet er an LASSBERG über die Fortschritte dieses Plans, dem er in der bei ihm so leicht begegnenden optimistischen Selbsttäuschung Januar 1826 und dann wieder April 1829 Vollendung für das gleiche Jahr prophezeit. Aber schon vor der letztgenannten Äußerung hat ihm JAKOB GRIMM vertraut, daß WILHELMS *Heldensage* im Druck fast vollendet sei (Br. II, 297). Erwartete sich UHLAND nach seiner brieflichen Äußerung an LASSBERG (II, 299) von diesem Werk zunächst keineswegs eine störende stoffliche Konkurrenz, so mußte er dann doch nach Einsicht in WILHELMS Publikation am 1. Oktober 1829 bekennen: »GRIMMS reichhaltig gedrängtes Werk über die HS zeigt mir schon beim ersten Anblick, wie schwierig es für mich sein werde, über Gegenstände, die hier behandelt sind, noch einiges Neue zu sagen; was ich darüber gedacht und, fast bis zur lezten Ausarbeitung, niedergeschrieben habe, finde ich hier in den wesentlichen Momenten aus der gründlichsten und schärfsten Forschung bestätigt, und das ist auch ein schöner Gewinn. Die Hauptsache bleibt immer, daß in diesem wichtigsten Teil der Geschichte der altvaterländischen Poesie einmal die volle, gesunde Wahrheit hervortrete.«

Sind die gleichzeitigen Minnesangsstudien zu einer abgeschlossenen Darstellung gediehen, wenngleich nicht zum Druck, so hat das Erscheinen des GRIMMschen Werks die literarischen HS-Pläne völlig beiseite zu schieben vermocht. Die Uneigennützigkeit, mit der sich UHLAND darüber zu freuen scheint, daß der deutschen Vergangenheit dieser große Dienst wenigstens geleistet worden ist, ehrt ihn ebenso wie die Selbstkritik, der das persönlich Erarbeitete neben dem von dem Rivalen Geleisteten nicht mehr hinreichend belangvoll erscheint, um eine Veröffentlichung zu lohnen. Sein Interesse blieb gleichwohl höchst rege, seine Anschauung in lebendigem Fluß, und der stillschweigend vorgenommene Ausbau seines eigenen Systems führte ihn, ohne daß er sich dessen zunächst selbst so recht bewußt geworden zu sein scheint, mehr und mehr von W. GRIMM ab. Als der Tübinger Professor 1830 sein erstes großes Kolleg über Literaturgeschichte des Mittelalters las, da konnte er vor seinen Hörern ein groß entworfenes und fein ausgearbeitetes sagentheoretisches Lehrgebäude aufführen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seine Ausführungen beschränken sich dabei, was sie W. Grimm gegenüber weit reicher erscheinen läßt, keineswegs auf die eigentlichen sagengeschichtlichen und kritischen Probleme, sondern sie gelten ebensomehr den speziellen literar- und kulturhistorischen Fragen, die sich an die mittelhochdeutschen Sagendenkmäler knüpfen. Den letzteren ist er sogar mit ganz besonderer Liebe nachgegangen, wie die Vorlesungsabschnitte über »das Ethische« und über »die Formen« beweisen. Für uns scheiden die Parteien aus, obschon sie Glanzstücke seiner einfühlenden Interpretationskunst sind. Wir haben es, wie erwähnt, nur mit dem Sagentheoretiker zu tun.

Das Gebiet, das er damit betrat, war bereits mannigfach durchpflügt, und in den Jahren speziell, in denen sich Uhland durch stille Arbeit den Weg zum inneren Verständnis der HS-Gebilde zu bahnen suchte, waren mehrere Forscher zum Ausbau von Systemen geschritten, die sie dann, wagemutiger als er, ans Licht brachten, während Uhland noch zögernd abwog und über eine Reihe von Fragezeichen nicht hinausfand. Aber bereits zu Beginn seiner gelehrten Beschäftigung mit diesem Stoffgebiet, also um 1820, fand er eine kleine Zahl von HS-Theorien vor, unter denen er zu wählen hatte. Keine freilich lag in abgeschlossener Gestalt vor und keine verleugnete die ursprüngliche romantische Herkunft[1].

Weder gab es damals eine maßgebende, abgrenzende Definition dessen, was wir HS nennen, noch war der Name selbst in der Weise wie jetzt gangbar. Doch fühlte man die nahe stoffliche Zusammengehörigkeit des Heldenbuchs, der Nibelungen und der Kudrun und verglich sie mit der nordischen Tradition. Der junge Jakob Grimm sah in diesen Gedichten das deutsche »Epos« schlechtweg, das Urgedicht nicht gerade in dem Sinn von Görres, für den die Nibelungen nur ein Gesang eines ursprünglichen »großen kolossalen« Nationalgedichtes waren, aber doch eine trotz ihrer Trümmerhaftigkeit universale Ausstrahlung germanischen Volksbewußtseins und -geistes, älteste Geschichte, die ihm ja mit ältester Dichtung identisch erschien. Ein Problem, das er in mehreren frühen Aufsätzen mehr orakelhaft behandelte, beschäftigte die beginnende ernsthafte HS-Forschung unablässig und wurde später auch für Uhland von zentraler Bedeutung. Es war dies die Frage, »wie sich die Sagenwahrheit verhalte zu der historischen Wahr-

[1] Die folgende kleine Skizze will, ohne Vollständigkeit anzustreben, lediglich die Vorgeschichte der Uhland hauptsächlich interessierenden Probleme aus ihm bekannten Schriften belegen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit, gleichsam zu einer greiflichen eine fühlbare« (J. GRIMM, Kl. Schriften IV, 74). Wie nun zunächst die HS zu der in ihr ja unleugbar vorliegenden Entstellung und Verschiebung historischer Tatsachen gekommen sein mochte, das beunruhigte namentlich kleinere Geister mehr als wir heute verstehen, und manche, wie v. d. HAGEN und MONE, machten sich ein Geschäft daraus, trotz den mittelalterlichen Chronisten der HS ihre geschichtlichen Irrtümer anzukreiden[1]. GÖRRES wies damals in den *Heidelberger Jahrbüchern* (1813, 337ff.) darauf hin, daß man im 13. Jahrhundert bereits gleiche Bedenken gehegt habe, er selbst hilft sich über das seltsame Phänomen der Verschmelzung von Ereignissen aus Theoderichs, Attilas und Ermanarichs Zeiten hinweg mit einem hübschen Gleichnisse, in welchem diese Helden als weitschattende Bäume erscheinen, die ihre Zweige über mehrere Jahrhunderte ausstrecken.

Die Frage nach der Entstehung dieser historischen Unkorrektheiten ist aber nur ein Bruchteil eines umfassenderen Problems, das Wesen und Entstehung der HS überhaupt betrifft: Vor allem war festzustellen, was für Elemente diese außer dem historischen noch enthalte. Denn ganz aus entstellter Geschichte wollte auch damals kein denkender Forscher die HS ableiten, selbst GÖTTLING nicht, der in der Aus- oder Hineindeutung historischer Züge die meiste Spürkraft oder vielmehr Phantastik entwickelte. Aller HS-Forschung erwuchs damals wie heute die Hauptaufgabe in der Lösung der Frage nach dem X, das zur Geschichte oder zur entstellten Geschichte hinzugetreten sein mochte, damit überhaupt die Gebilde zustande kommen konnten, die wir als HS zu bezeichnen pflegen.

Die klare und präzise Zerlegung der Einzelsage in ihre konstituierenden Elemente, wie sie dann etwa LACHMANN versucht hat, lag weder im Interesse noch im Bestreben der damaligen romantischen Forscher: die geheimnisvoll schaffende Macht der echten Volks- und Urpoesie mußte von ehrfurchterweckendem Dunkel umhüllt bleiben. Als erster scheint GÖRRES (*Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen*, PFAFFS *Trösteinsamkeit* 118 ff.) der Frage nach jenem X nahegetreten zu sein, und seine Hypothesenkühnheit verbirgt ihren Mangel an begrifflicher Klarheit hinter schön erschauten Bildern. Er faßt

[1] Anders A. W. SCHLEGEL, der im *Deutschen Museum* I, 531 nachzuweisen sucht, »daß die stärksten Anachronismen in den Nibelungen zuerst wissentlich und mit vollem Vorbedacht begangen worden, entweder um die Dichtung durch sonst schon gefeierte Namen noch mehr zu verherrlichen, oder um einem mitlebenden Fürsten zu willfahren«.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die in den HS zutage getretende Volkspoesie, wie erwähnt, in noch universalerem Sinn als J. Grimm. Das eigentlich Völkische dieser Dichtung läßt er außer acht, die Urpoesie, die sich vor unseren Augen hier auftut, ist ihm ein ursprüngliches menschliches Gemeingut, vor der Trennung der Völker bereits zu wundersamem Leben entwickelt und späterhin lediglich individuell differenziert. »Im Urbeginn war eine Poesie und eine Fabel, die bildete im Fortschritte jedes Volk auf eigene Weise sich und seinen Taten an .... Von Land zu Lande wurde die Sage hinübergerufen, die vorher innerhalb des Bans beschränkt geblieben; es begann ein Aneignen, ein Sammeln, ein Akklimatisieren« (S. 123). Görres kennt zwei Quellen für die uns jetzt fertig vorliegende deutsche HS, etwa die von den Nibelungen: erstens eben jenes Gemeingut aller Völker oder, wie er sagt, »die innerste Ader tief im Osten«, »die Mitgabe, die bei ihrem Zug nach dem Westen die Völker aus dem Stammland mitgenommen«, und zweitens die Zeitereignisse, die sich später bei jedem Volk einstellen mußten und nach poetischer Verewigung verlangten. »Wie sie sich scharten nach Stämmen und Geschlechtern und Zungen, da verarbeitete jedes die Masse auf eigene, besondere Weise; es siedelte die alte Fabel sich mitten unter ihnen an, und wurde immer wieder jung, und hatte Landesart und Volkessitte, und ging mit auf allen ihren Wegen, wie ein groß mächtig Wesen, das vor ihnen her immer über die Berggipfel schritt« (S. 121). Dieses alte, aus der östlichen asiatischen Heimat der Menschheit mitgebrachte Sagengemeingut ist in Görres' Augen eben jenes gesuchte X. Für die individuelle Ausbildung der deutschen HS, speziell der Nibelungensage, sind die Ereignisse der Völkerwanderungszeit maßgebend gewesen, namentlich Attilas Erscheinen, das von tiefstem Eindruck auf die Germanen war (S. 122). — Die näheren Ausführungen von Görres über diese »östliche Ader« und besondere merkbare Verwandtschaften zwischen asiatischer (persischer) und deutscher Sagenbildung werden uns später noch zu beschäftigen haben. Seine relative Vorsicht in der Aufdeckung solchen uralten Gemeingutes wurde von seinen Nachfolgern nicht geteilt, unter denen namentlich Görtling mit etwas täppischer Hand den Schleier der orientalischen Herkunft mancher deutscher Sagen zu lüften suchte: Die Nibelungensage ist ihm im Kern identisch mit der Jasonsage (S. 55); die uralte Fabel, die dem Ortnit und Wolfdietrich zugrunde liegt, hat schon im Orient historische Bestandteile an sich gezogen, die Geschichte der Zenobia, bis dann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesem gotisch vermittelten Sagenkern in der Kreuzzugzeit die letzte Schale gewachsen ist (*Nibelungen und Ghibellinen* S. 74—78).

Diese Theorie weist das X, das zur Bildung der HS erforderlich war, im Grunde lediglich einer historisch früheren Schicht zu, ohne aber über seine ursprüngliche Herkunft und seinen inhaltlichen Kern Aussagen zu wagen. Görres scheint sich zu sträuben gegen eine Ausdeutung dieser Elemente, die doch dem neuangefachten Interesse für altheimisches Volksgut besonders willkommen sein mußte: die meisten Forscher waren damals geneigt, in dem X die sogenannten mythischen Bestandteile der HS anzustaunen. Ein vielsinniges Wort! Man kann wohl sagen, daß es in der Zeit seines häufigsten Auftauchens zunächst in so vielen Bedeutungen verstanden wird, als Forscher es angewendet haben. J. Grimm schwankt in seinem Sprachgebrauch: ihm ist mythisch das eine Mal »sagenhaft«, das andere Mal erklärt er »reinmythisch« als gleichbedeutend mit göttlich. Ganz rationalistisch faßt im Gegensatz zu ihm etwa P. E. Müller den Begriff auf, wenn er in der *Sagabibliothek* II, 1 u. ö. die Definition gibt, mythisch sei alles, was auf der Vorzeit eigentümlichen Sitten und Anschauungen beruhe — während ihm das aus der Anschauungswelt mittelalterlicher Erzähler stammende »romantisch« ist. — Für Göttling (*Nibelungen und Ghibellinen* S. 54), der damit der allgemeinen Ansicht nähersteht, bedeutet das »Mythische« »die bildliche Darstellung der Anschauung höchster Naturkräfte«. Die Frage nach den mythischen Bestandteilen der Sage ist der Auffassung der meisten Forscher entsprechend identisch mit der nach den altgermanischen Glaubensresten. Sie alle dürften sich wohl mit J. Grimms Wort einverstanden erklärt haben, das auch Uhland bald nach seiner Niederschrift kennen gelernt und zweifellos sehr wohl zur Notiz genommen hat: daß nämlich dem Volksepos — oder wie wir ebensogut sagen können der HS — »weder eine reinmythische (göttliche), noch reinhistorische (menschliche) Wahrheit zukomme, sondern ganz eigentlich sein Wesen in die Durchdringung beider setze« (Kl. Schr. IV, 74). Über den Entstehungsprozeß selbst jedoch, der diese beiden so weit voneinander abliegenden Elemente in Verbindung gebracht haben mochte, war man grundsätzlich verschiedener Meinung.

J. Grimm hat einmal unter den Erklärern der HS geschieden zwischen Analytikern und Synthetikern (Kl. Schr. IV, 85): »Jener setzt das Gedicht aus historischen Elementen zusammen, dieser umgekehrt läßt das Gedicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einzelne Teile der Geschichte in sich auflösen«. Nicht nur für die Beurteilung der geschichtlichen Sagenbestandteile ist diese Unterscheidung zutreffend: auch jenes X, das hinzutreten muß, nach der verbreitetsten Auffassung also das mythische Element, wird von den verschiedenen Forschern entweder als konstituierender Faktor erklärt, ohne den ein Sagengebilde überhaupt nicht zuwege gekommen wäre, oder als ein sekundär in das Gefüge der Sage eingereihter Bestandteil. Reine Analytiker in diesem Sinne sind allerdings nur J. Grimm selbst, dessen jugendliche Ausdeutungsversuche oft sehr dunkel und sprunghaft anmuten, und sein Bruder Wilhelm, der wissenschaftlich geklärt und mit siegreich den eigenen romantischen Neigungen abgerungener Selbstbescheidung nach 20 Jahren Jakobs Standpunkt ausbaut. Die Vorsicht, die er bei der Behandlung dieser Fragen in bewußtem Gegensatz zu dem unbesorgten Drauflosphantasieren anderer Forscher stets bewahrt hat, zeigt sich aber bereits in den *Altdeutschen Wäldern*, wo er es ausdrücklich ablehnt, eine ins einzelne gehende entwicklungsgeschichtliche Analyse der Sage zu geben.

Nach dieser analytischen Anschauung nun also wäre die HS in erster Linie Poesie, Volksepos im umfassendsten Sinn des Wortes, das wohl alle denkbaren Elemente, die im Leben des Volkes einmal eine Rolle gespielt haben, in sich aufgenommen hat, aber seinen letzten Ursprung ebensowenig der nunmehr verzerrten Geschichte wie den jetzt verdunkelten Glaubenssätzen verdankt. Damit soll freilich keineswegs gesagt sein, daß der Grundstock der HS freies Phantasieprodukt sei: Im Gegenteil, J. Grimm erklärt es für die größte Ungereimtheit, wenn man annehme, ein Epos in seinem Sinn sei erfunden worden (Kl. Schr. IV, 10). Jedes Epos muß sich selber dichten, was es enthält, kann also nicht willkürliche Erdichtung sein, sondern muß dem ganzen Volksbewußtsein innewohnen und ihm mit Notwendigkeit entwachsen. Es muß älteste Geschichte sein, und damit zugleich älteste Poesie, d. h. alle geistigen wie faktischen Erlebnisse enthalten, die dem Volk von seiner ältesten Stufe an zugestoßen sind. Der Kern dieser Volkssage oder Volksgeschichte ist also viel älter als die Ereignisse der Völkerwanderung, die hier nur hinterher einen Niederschlag gefunden haben, keineswegs zum ersten Zustandekommen der Sage erforderlich waren.

Man sieht, der Abstand von Görres ist zunächst nicht allzu groß: nur daß bei den Brüdern ein internationales, ursprünglich im Osten beheimatetes Erzählungsgut, das alle Völker als Grundstock ihrer späteren Sagenbildung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mitgebracht hätten, keine greifbare Rolle spielt. Über die Beschaffenheit, die Herkunft und den Inhalt der ältesten Sagenpoesie erlauben sich JAKOB und WILHELM keinerlei Mutmaßung, die Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen verhindert sie auch, in der Frage nach den Glaubenselementen der Sage bestimmt Stellung zu nehmen. Natürlich gehört auch nach ihrer Meinung zu den uralten Elementen des Volksbewußtseins und der Volksphantasie der Mythus[1]: aber zu dessen spezieller Enthüllung trägt diese Erkenntnis noch gar nichts bei.

In einer Rezension von MONES *Einleitung in das Nibelungenlied* (Kl. Schr. II, 210) hat WILHELM erklärt, der Monesche Satz, daß dem Nibelungenlied alte deutsche Glaubenselemente zugrunde lägen, sei ihm »durchaus symphatisch«. Ebenso stimmt er der Anschauung bei, daß das Lied nicht »aus der Geschichte entsprungen«, sondern in heidnischer Zeit schon in Deutschland vorhanden gewesen sei. Die Art und Weise nun aber, wie sich MONE im einzelnen das Eindringen der historischen Bestandteile zurechtlegt und noch mehr sein Verfahren der mythischen Auslegung erscheinen ihm äußerlich und roh. Er selbst wünscht sich zu diesen Problemen in der denkbar unbestimmtesten Form zu äußern, um keine unbeweisbaren Hypothesen aufstellen zu müssen. Und so nehmen auch in seiner *Deutschen Heldensage* (1829) nur der knappe Anfangsabschnitt und ein etwas längerer Schlußpassus über »Ursprung und Fortbildung« zu den zu jeder Zeit in der HS-Forschung als zentral angesehenen Fragen Stellung. Ganz unzweideutig ist hier seine Ablehnung der Theorie, nach welcher die uns bekannten geschichtlichen Ereignisse der Völkerwanderungszeit die Grundlage zur HS-Dichtung geliefert haben: die Beziehungen zu dieser sind vielmehr sekundär hinzugekommen. W. GRIMM spricht von einem Bedürfnis der Sage, sich in der Geschichte wiederzufinden, wie sein Bruder Jahrzehnte früher die Forderung aufgestellt hatte, man solle nicht Geschichtliches im Nibelungenlied, sondern Nibelungisches in der Geschichte aufsuchen. Also Analogien zu geschichtlichen Namen und Vorgängen haben spätere Gleichsetzung zuwege gebracht. Minder einfach verhält sich die Sache beim Mythus. Dessen Mitwirkung beim Zustandekommen des Epos wagt WILHELM nicht auf eine feste Formel zu bringen. Er ist für die über-

[1] W. GRIMM, Kl. Schr. I, 124: »Poesie und Religion ist ursprünglich verbunden, denn alles trennt erst spät der Mensch. Und so ging mit der Religion auch die alte Sage, die von der Vorzeit asiatischer Herrlichkeit erzählte, für die Germanen verloren« (1808).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

natürlichen Bestandteile unserer Sagen nicht blind und stimmt der allgemeinen Ansicht bei, daß »sie früher leicht eine noch wichtigere Rolle gespielt haben«. Er weist sie auch keineswegs als sekundäre Eindringlinge hinaus. Aber die Tiefgründigkeit, mit der die mythologischen Erklärer ihre Aufgabe anzufassen meinen, ist ihm nur eine scheinbare. Sie bewegen sich überall auf schwankem Boden. Die Erzählung der HS soll einen herabgesunkenen Göttermythus darstellen: Ein episch eingekleideter Göttermythus ist aber selbst wieder etwas relativ Spätes und Unursprüngliches. Auch wenn es gelänge, bis zu der Götterfabel durchzudringen, wäre die Forschung doch noch nicht am Ziel angelangt, kennte noch nicht das zugrunde liegende Philosophem, die Idee, deren sinnbildliche Auffassung Gott und Göttergeschichte letzten Endes doch nur darstellen (cf. bes. S. 398). Die mythische Forschung hat bisher durch willkürliche Heraushebung der gerade benötigten Elemente und ohne ernsthafte Bemühung um die übrigens auch sehr schwierige Rekonstruktion einer reineren Sagenfassung allgemeinste Grundgedanken aus der Sage herauslesen wollen, die man schließlich in allen altepischen Gedichten finden könnte. V. d. Hagen und Mone namentlich (deren Namen Grimm nicht nennt, auf die er aber deutlich anspielt) glaubten Sätze vom Leben und Tod der Welt und von dem mit dem Besitz des Goldes verbundenen Verderben als eigentümlichen Inhalt unserer Sage bezeichnen zu können. Demgegenüber stellt Wilhelm fest: »Nichts berechtigt uns bis jetzt zu der Vermutung, daß die deutsche HS aus Erforschung göttlicher Dinge oder aus einer philosophischen Betrachtung über die Geheimnisse der Natur hervorgegangen sei und in einem sinnlichen Ausdrucke derselben ihren ersten Anlaß gefunden habe« (S. 399). Wo scheinbar göttliche Elemente in der Sage sich noch unverhüllt zeigen, da gilt von ihnen dasselbe, wie von allen anderen Sagenzügen: es muß erst bewiesen werden, daß sie wirklich hier einen altangestammten Platz haben. Und von der einzigen scheinbar fest eingewurzelten Göttergestalt der Nibelungensage glaubt Wilhelm mit Bestimmtheit das Gegenteil aussagen zu können: Odin hat in der Geschichte Siegfrieds offenbar keine ursprüngliche Stelle (S. 383/85)[1]. Diese Behauptung weckte sofort den lebhaften Widerspruch

[1] Darauf bringt ihn auch der 1829 nicht mehr mit dem gehörigen Nachdruck betonte, aber zweifellos noch feststehende Grundgedanke, daß die nordische Mythologie nicht mit der deutschen Sage vermischt werden dürfe. Bereits 1808 (Kl. Schr. I. 100) hat er verneint, daß die nordische Mythologie Anwendung finde auf Germanien.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

P. E. MÜLLERS (*Sagabibl.* II, Übers. v. LANGE S. 42) und mag wohl auch sonst vielen als Ketzerei gegolten haben. Sie entsprach aber ganz WILHELMS Grundgedanken, daß, wenn mythische Bestandteile in der HS steckten, diese zutiefst verborgen und nicht so greifbar auf der Oberfläche liegen könnten.

Der analytische Standpunkt der Brüder GRIMM verbot eigentlich jede tiefer eindringende sagenhistorische Untersuchung. Eine solche konnte nur sekundär hinzugetretene Bestandteile ermitteln, ohne über den Ursprung des eigentlichen Sagenkerns Aufschlüsse zu geben. So gilt denn auch WILHELMS Interesse in seinem großen Hauptwerk weit mehr dem Weiterleben der einmal greifbar gewordenen und poetisch fixierten Sage als deren erstem Werden. Die *deutsche Heldensage* erhielt daher einen ganz anderen Schwerpunkt als jede frühere Arbeit über denselben Gegenstand. A. W. SCHLEGELS Tadel wegen des Fehlens prinzipieller Erörterungen würde auch für sie gegolten haben. Hätte uns das Jahr 1829 eine UHLANDsche HS beschert, so hätte auch diese ohne Zweifel den Kern ihrer Aufgabe in tiefer liegenden Problemen gesucht.

Minder behutsame Wegweiser als die Brüder GRIMM konnten ihm allerlei Anregung bieten für die Lösung der Frage nach dem genaueren Verhältnis von mythischen und historischen Bestandteilen. Ein Forscher allerdings, der zur Zeit der Entstehung von W. GRIMMS *Heldensage* in regem Gedankenaustausch mit diesem stand, aber dann als extremster Synthetiker in stärksten Gegensatz zu den Brüdern trat, war 1830 mit seiner Theorie noch nicht hervorgetreten, und UHLAND konnte sich erst 2 Jahre später mit ihm auseinandersetzen. Die Ansichten über HS, die ihm bisher aus LACHMANNS Feder vorlagen, waren noch reichlich unbestimmt und gemäßigt. Er konnte sie zusammengestellt finden in der Rezension des MONESchen *Otnit* (Kl. Schr. I, 278). Danach hatte sich LACHMANN 1820 folgende Meinung vom Wesen der HS gebildet: »Wir hielten bisher« — die nunmehrige scheinbare Verleugnung dieses Standpunktes ist nur ironisch zu verstehen — »die Sage für erzählende Darstellung volksmäßiger Vorstellungen und Ansichten von göttlichen und menschlichen Dingen, von Ereignissen der bekannten und warum nicht auch älterer Geschichte; im Drange zur Darstellung entstanden, selten oder niemals aus erdichtetem Stoffe, allmählich umgebildet durch unsorgfältige Überlieferung, durch neuerwachende Begriffe und erweiterte Kentnisse, durch Begebenheiten jüngerer Zeit, die sich un-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vermerkt einfügten, oder, das Alte fortschiebend, sich vordrängten. Dabei schien uns vor allem wichtig der Unterschied zwischen Göttersage und Menschensage. Wenn jene mehr dient, Vorstellungen in Bilder zu fassen, dachten wir: so wird die Menschen- und Heldensage meist in Geschichte, in wahren Ereignissen, unabsichtlich in einen Zusammenhang des Gedankens gefaßt, begründet sein« (S. 298). Über das Problem der Verbindung von Götter- und Menschensage spricht sich LACHMANN hier, wie man sieht, noch nicht aus. Aber er hielt bereits Sagen, in denen von Anfang an Götter neben Helden auftreten, für denkbar. Nur lehnt er sich gegen die »rohen Identifikationen« auf, die MONE zwischen alten Göttern und Helden vornimmt. Wenn die Götter nicht mehr geglaubt wurden, dann verloren sie sich aus der Sage oder diese ging überhaupt zugrunde. Dafür aber, daß die Sage frühere Götter in Menschen umwandle, gebe es nicht viele Beispiele. Er sichert sich den später tatsächlich beschrittenen Ausweg, indem er nicht sagt, es gebe gar keine Belege für eine solche Vermenschlichung. Denn als er nach 12 Jahren (*Kritik der Sagen von den Nibelungen*) mit einem Erklärungsversuch der Nibelungensage hervortrat, da sah er sich bei aller Abneigung gegen MONES oberflächliche Sonnengotttheorie zu einer Art von »roher Identifikation« zwischen Siegfried und Balder genötigt (*Zu den Nib.* 344). Die frühere scharfe Scheidung zwischen den zwei Sagensphären behält er bei, aber er glaubt nun an deren Vereinigung zu einem einzigen Gebilde. Immer noch ist ihm die Göttersage dadurch gekennzeichnet, daß sie »Vorstellungen in Bilder faßt«, d. h. also Ideen symbolisiert und personifiziert. Der mythische Gegensatz von Nacht und Licht erscheint bekörpert in dem Widerstreit zwischen den Välsungen, den »prächtigen« (339) Lichtwesen, und den trüben Nebelleuten, den Bewohnern des Totenreichs, den Nibelungen. Dieser ursprünglich für sich bestehende Mythus von dem Lichtgott, der den Finsternismächten zum Opfer fällt, soll nun also mit einer ursprünglich historischen »Menschensage«, nämlich derjenigen vom Untergang der burgundischen Könige durch Attila, verbunden worden sein. Daß historische Fakta und nicht bloß ein paar verlorene und versprengte Namen hier zugrunde liegen, nimmt LACHMANN für gewiß an: Das Zusammenkommen der Namen Gunther und Attila könnte ja schließlich auf einen Zufall zurückzuführen sein (334), aber das Auftreten der Namen Gibich, Godomar, Giselher, die in ihrem Zusammenhang durch die Lex Burgundionum bezeugt sind, verbietet, die historischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beziehungen der Sage — und damit, wie wir nach S. 348 hinzufügen können, einen gewissen, diese Namen verbindenden Sageninhalt — zu bezweifeln. Indem LACHMANN nun aber die Sage in zwei nach Wesen und Entstehung völlig verschiedene Bestandteile auseinanderlegt, erschwert er sich selbst die Aufgabe ungemein, den Grund für die Vereinigung aufzufinden. Ein bloßes Postulat (die Doppelheit Gunthers) hilft ihm darüber hinweg und läßt die eigentlich schwache Seite seiner Theorie peinlich hervortreten. Dazu beraubt er sich der besten aller Erklärungsmöglichkeiten, indem er, im schärfsten Gegensatz zu W. GRIMM und wie wir sehen werden zu UHLAND, der Poesie jeden Anteil beim Zustandekommen der HS verweigert. Wohl klingt es wie ein Nachhall J. GRIMMscher Ideen, wenn er sich zu der Ansicht bekennt, die HS sei nicht gebildet worden, sondern habe sich selbst gebildet. Aber bei dem synthetischen Standpunkt LACHMANNS setzt das den Wert der Sagengebilde eher herab, als daß es ihn erhöhte. Er leugnet jeden Einfluß des schöpferischen Geistes, des dichterischen Wollens (Kl. Schr. I, 407), was W. GRIMM zu starkem Widerspruch veranlaßte.

Man könnte diese Theorie im Gegensatz zu derjenigen der Brüder GRIMM, die einen streng einheitlichen Entstehungsprozeß der Sage annehmen, als dualistisch bezeichnen: Zwei von Haus aus gänzlich geschiedene Stoffelemente, das historische und das mythische, haben in der Sage ihre Vereinigung gefunden. Dieser Dualismus lag nun aber nicht im Wesen der HS-Systeme, die im Gegensatz zu W. GRIMM auf das mythische Element stärkstes Gewicht legten und es völlig enträtseln zu können meinten, wie sich vor allem bei den Forschern zeigt, die LACHMANNS Vorläufer in der Baldertheorie gewesen sind. Diese entstammt ja, wie bekannt, nicht ursprünglich LACHMANNS kombinierender Phantasie, sondern sie hatte vorher schon ihren eifrigsten Verfechter gefunden in seinem kritischen Antipoden bei der Erklärung der Nibelungen: in v. d. HAGEN! Nach der Schrift über *die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer* (1819) erscheinen die Vorgänge des Liedes auf das engste mit dem deutschen Mythus verknüpft, sie sind der letzte tragische Akt des ganzen großen Götter- und Heldenlebens (S. 37). Und zwar sind ihm »Siegfrieds Leben und Tod, die Klage und der Nibelungen Not .... nichts anders als das Leben und der Tod Baldurs des Guten, und der Untergang aller Götter in der Götterdämmerung«. (Ausführlichere Identifizierung S. 60 ff.). Man sieht, in kennzeichnendem Gegensatz zu LACHMANN erfährt hier nicht nur der erste Teil der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sage, nicht nur Siegfrieds Tod, sondern auch die Nibelungenkatastrophe eine mythische Ausdeutung. Siegfrieds Ende hat den Untergang aller zur Folge, wie Baldurs Tod die Götterdämmerung — ein Gedanke, der ja noch für Wagner bedeutsam geworden ist. v. d. Hagen hilft sich mit ihm über den Dualismus hinweg: der Sagenkomplex ist aus dem Mythus entsprungen. Mit der Erklärung der danebenstehenden historischen Züge macht er es sich leicht: Er stellt lediglich fest, daß sich zugleich in den Nibelungen »die wirkliche Geschichte unseres Volkes« finde, und zwar in ihren bedeutendsten Zügen von den ältesten Zeiten her: Die Völkerwanderung, die jüngere Heldenzeit, die Epoche der Heinriche, der Ottonen usw. haben ihre Spuren hinterlassen. Die Sage hat also nach dieser nicht unwichtigen, aber mangelhaft ausgebauten Theorie v. d. Hagens verschiedene Zeitgewänder angenommen. Als jüngstes historisches Symptom betrachtet er »die Verwandlung der mythischen in menschliche und herzliche Verhältnisse, kurz der ganzen großen Geschichte in eine fast durchaus wahrscheinliche und gleichsam gleichzeitige christliche Rittergeschichte .... die als der reinste und tiefste Spiegel der ganzen Zeit vor uns steht«. Ähnlich hat auch Görres (*Heldenbuch von Iran* S. IV) von den »drei Gezeiten« gesprochen, die unsere Sage in ihrem Entwicklungsgang, ihrer allmählichen Modernisierung zu durchlaufen gehabt habe, und bei Göttling findet sich die Scheidung in Reckenzeit, Heldenzeit und Ritterzeit, deren jede ihre Spuren in der HS hinterlassen haben soll (a. a. O. S. 5).

Durch die bestimmte Herleitung aus deutschen Glaubenselementen befreit sich v. d. Hagen übrigens keineswegs von dem Einfluß der Görresschen Idee von jener »Ader tief im Osten«, deren Ertrag den Völkern, die den Westen aufsuchten, als Heimatserinnerung mitgegeben worden ist: Im Grunde genommen ist ihm doch auch die Siegfriedsfabel ein gemeinmenschlicher uralter Besitz, den die Germanen noch aus ihren östlichen Stammsitzen mit sich führen. Ihr Grundgedanke ist »jene unter mancherlei Namen und Gestalten überall vorkommende Urmythe von Leben, Tod und Wiedergeburt, Schöpfung, Untergang und Wiederkehr der Zeiten und Dinge überhaupt«. Ja, so enthüllt er uns S. 66: »Unser Siegfried unter der Linde mit dem Drachen, den beiden Weibern und dem Golde .... ist die Ur- und Stammsage des Menschengeschlechts selber, von dem Paradiese und Sündenfalle, wie durch die Schlange, das Weib und das Gold die Sünde und der Tod in die Welt gekommen ist«.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

All diese wirr durcheinandergewürfelten Ideen und Analogien finden ihre systematische Verbreitung und Verflechtung in den mancherlei, der Sagenkritik gewidmeten Schriften Franz Mones, der diese Übersicht schließen möge, nicht nur weil seine zusammenfassendste Arbeit über die HS zeitlich am Ende der hier verfolgten Entwickelungsreihe steht, sondern auch weil von ihm die meisten Anregungen auf Uhland ausgeübt worden sind. Es wird deshalb auch bei der Betrachtung seines Systems etwas größere Ausführlichkeit am Platze sein. Dabei wird sich seine mannigfache Abhängigkeit von anderen uns schon bekannten Forschern erweisen. Sein eben erwähntes, in das Jahr 1836 fallendes Hauptwerk, die *Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage,* kommen für Uhland direkt nicht mehr in Betracht. So werden die dort zu findenden Äußerungen nur zu gelegentlicher Erläuterung herbeizuziehen sein. Hier einschlägig ist von seinen Schriften vor allem die zweibändige *Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa*, 1822/23 erschienen als 5. und 6. Teil zu Creuzers *Symbolik und Mythologie*.

Schon in dem 1822 von Moser veranstalteten Auszug aus Creuzers *Symbolik* hat Mone die betreffenden Abschnitte bearbeitet. 1818 bereits war seine *Einleitung in das Nibelungenlied* erschienen, 1821 sein *Otnit,* dessen Einleitung die Gedanken der letztgenannten Schrift weiter ausbaut. Im 2. Band des *Archivs für ältere deutsche Geschichtskunde* handelte er 1820 über Walther von Aquitanien. In diesem kurzen Zeitraum von 5 Jahren mag seine Theorie noch notdürftig einheitlich erscheinen. In manchem geändert gibt sie sich in einem Aufsatz über die *Heimat der Nibelungen* in seinen *Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache* 1830, wo sich bereits Ansätze zu seiner späteren verdienstlichsten Betätigung, der Belegung der HS durch Urkundennamen, finden. Mone war ein Schüler Creuzers, dessen »Symbolik« er ja vollenden durfte, und dem er nach seiner eigenen Äußerung die blitzartige Einsicht in das Wesen aller HS verdankte: Der Meister sprach nämlich einmal ihm gegenüber die Überzeugung aus, Odin habe im Leben Sigge geheißen (*Einl. i. d. NL.* S.V). Was Creuzer damit gemeint haben mag, werden wir gleich zu untersuchen haben. — Eine nähere Darlegung der allgemeinen mythologischen Grundgedanken von Lehrer und Schüler ist in diesem Zusammenhang nicht vonnöten, sie wird sich mehr rechtfertigen als Einleitung zu einer Betrachtung von Uhlands Verhältnis zur Mythologie. Es handelt sich uns nur um

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen speziellen Ausschnitt aus der Moneschen Theorie: Wie spiegelt sich nach seiner Meinung der Mythus in der HS wieder?

Hier haben wir nun eine ganz extreme Anschauungsweise. Die altgermanischen Mythen haben in den Augen dieses Forschers nicht etwa zur Bildung der HS nur beigetragen, sondern sie sind mit ihr durchaus identisch. Alle HS sind in Wahrheit Göttermythen, ihre Hauptpersonen sind menschliche Abbilder ursprünglicher Lichtwesen, meist direkt des Sonnengottes. In seinen ersten Schriften namentlich verficht Mone die Überzeugung, daß allen HS nur ein einziger mythischer Gedanke: Kampf der finsteren Mächte gegen den Sonnengott, Untergang des letzteren, Rache dafür in Form eines allgemeinen Weltuntergangs, schließlich Wiedergeburt des leuchtenden Wesens — zugrunde liege. Der Inhalt des Heldenbuchs — d. h. eigentlich jedes einzelnen Gedichtes darin — »drückt die Überzeugung von Leben und Tod der Welt aus« (*Gesch. d. Heidentums* II, 289). Nicht nur Siegfried ist ein solcher Sonnengott, sondern, wie wir in den einzelnen Untersuchungen belehrt werden, auch Otnit, Wolfdietrich und Walther von Aquitanien weisen diesen überirdischen Ursprung auf (*Walther* S. 92 ff., *Otnit* S. 33 u. ö.), und der Unterschied besteht nur darin, daß die eine Sage den immer identischen mythischen Grundvorgang weniger weit, die andere weiter verfolgt. Die Walthersage kennt nicht den Untergang des Helden, sondern nur den Kampf, die Otnitsage wohl den Untergang, nicht aber die Rache, die im Nibelungenlied aufs ausführlichste zur Darstellung kommt, während es dort wiederum bei ganz schattenhaften Andeutungen über die Wiedergeburt bleibt (s. u. S. 54).

Die ursprünglichen Göttermythen nun mußten nach dem Eindringen des Christentums, um überhaupt weiter existieren zu können, notwendig umgeformt werden (*Auszug* S. 897). Und zwar in der Weise, daß die anstößigen heidnischen Namen und Vorstellungen verschwanden. Das hatte Lachmann auch schon betont, Mone macht aber dessen Schluß, daß infolge davon die betreffenden Personen oder gar die Sagen selbst bald verschwinden mußten, ganz und gar nicht mit. Der heidnische Gott selbst ist in seinen Augen ja nicht das wesentlichste im Mythus, er hat Bedeutung nur als Träger einer bestimmten Idee, und diese Idee aufzugeben lag auch nach Eindringen des Christentums keinerlei Grund vor. Sie mußte lediglich auf andere Personen übertragen werden, und was war natürlicher, als daß man für sie nun, nachdem der religiöse Anhalt verloren war, einen ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schichtlichen suchte? Was man bisher von Göttern erzählt hatte, das erzählte man nun von geschichtlichen Menschen. Sage ist, so definiert MONE (*Gesch. d. Heidentums* II, 303) religiöse Überlieferung in historischem Gewand. Oder, mit den Worten der *Heldensage* 1836: »der Leib der HS wird jetzt Geschichte, ihr Geist bleibt Mythus«.

Man sieht, daß hier Berührungen mit W. GRIMM vorliegen. Auch für MONE sind, wie für ihn, die direkten historischen Beziehungen etwas sekundär in die Sage hineingetragen, das keinen Anspruch auf Ursprünglichkeit erheben kann. Und wie J. GRIMM sich nach Nibelungischem in der deutschen Geschichte umgesehen hatte, so erklärt MONE, der Mythus könne nur solche geschichtlichen Züge mit dem Epos verschmelzen (d. h. in den feststehenden Handlungskern der HS aufnehmen), die der HS ähnlich seien. Alles andere sei späteres Anhängsel. Speziell monisch ist nun aber wieder die nähere Ausführung dieses Gedankens. Die historische Eingliederung erfolgte nämlich nach seiner Theorie in verschiedenen, genau gegeneinander abzugrenzenden Perioden. Zunächst nennt er deren drei, ähnlich wie GÖTTLING und v. d. HAGEN: Völkerwanderungszeit, Normannenzeit, Kreuzzugzeit (*Gesch. d. Heidentums* II, 274). Auf diese Weise erklären sich die verschiedenartigen historischen Elemente, die in so anachronistischer Weise in der HS verstreut erscheinen. Das hört sich noch recht vernünftig an; aber der 1830 vorgenommene Ausbau dieser Ansicht verliert sich in wirre Phantastik (*Heimat d. Nib.* 1 ff.). Weit entfernt davon nämlich, daß man sich mit einer einmal vorgenommenen historischen Identifizierung der betreffenden göttlichen Person begnügt hätte, nahm man nach MONE die Einkleidung der göttlichen Idee in menschliche Gestalt in jeder Periode von neuem vor. Und sobald er sich das klar gemacht hat, reicht MONE auch nicht mehr mit drei Perioden aus. Das einstige Lichtwesen Siegfried ist nach seiner Meinung zunächst als Armin, dann als Claudius Civilis, dann als Siegbert I, dann als Siegbert II (hier leistet er GÖTTLING Gefolgschaft) erschienen bezw. vermenschlicht worden, und von allen vier menschlichen Helden hat die jetzige Sagenfigur des Siegfried Züge festgehalten. Noch bunter ist die Reihe der historischen Helden, die die Sagenfigur des Ermanrich haben bilden helfen. Hier klingt freilich im einzelnen manches plausibel, aber die Zusammenstellung als Ganzes wirkt grotesk. Ermanrich ist zunächst einmal der berühmte Gotenkönig dieses Namens, dann steht er für Theodorich in der Harlungen- (Heruler)-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sage, für Odoaker in der Ravennaschlacht, für den hasdingischen Vandalenkönig Hunorich in der Flucht, weiterhin findet Mone in der Figur noch Züge des Herzogs Grimoald von Benevent, des Königs Aribert II. von der Lombardei. Daß der Name Ermanrich beibehalten ist, trotzdem so viele andere Figuren ihren Beitrag zur Formung dieser Gestalt geliefert haben, erklärt sich daraus, daß die Identifikation des früheren göttlichen Trägers einer mythischen Idee (wir werden noch sehen, welcher), mit dem König Ermanrich eben zeitlich die erste war, und in solchen Fällen immer der älteste Name den Sieg davontrug.

So rechtfertigt Mone nachträglich (1830) mit Ausführlichkeit, was er bereits 1821 in der Einleitung zum *Otnit* ausgesprochen hat: daß alle Hauptpersonen dieses Sagenkreises, also außer Otnit selbst noch Rother, Hugdietrich, Wolfdietrich, Dietrich von Bern eigentlich mythisch ein und dieselbe Figur seien, d. h. daß die gleiche göttliche und sittliche Idee diesen Gestalten allen zugrunde liege, daß sie nur bei verschiedenen Völkern (Goten, Langobarden) und zu verschiedenen Zeiten verschiedenen epischen Niederschlag gefunden hätten. In diesem einen Punkt darf er sich auf die Anschauung der Brüder Grimm berufen, was von neuem beweist, daß diese Seite des Moneschen Systems einen übertriebenen und vergröberten Ausbau Grimmscher Ideen darstellt. In den *Ältesten deutschen Gedichten* (1812) liest man in der Tat (S. 66): »Die verschiedenen Dietriche desselben Stammes (Hugdietrich, Rother, Wolfdietrich, Dietrich von Bern) machen mythisch nur eine Person aus. Das Ausbreiten einer mythischen Gestalt durch viele Jahrhunderte ist in anderen Sagengeschichten nicht ohne Beispiel und erklärt, daß Theoderich mit den historisch weitest von ihm entfernten Gestalten wie Attila und Konstantin in Beziehung tritt.« So sind für die Brüder auch Berchter, Berchtung und Hildebrand mythisch eines. Lachmann hat diese geheimnisreich klingende »mythische Einheit« in der Otnitrezension S. 296 f. recht nüchtern erläutert. Für Mone aber kamen historische Irrtümer und Willkürlichkeiten als Moment der Entstehungsgeschichte der Sage nicht in Betracht. Er meinte das »mythisch eins sein« im wörtlichsten Sinn, wie er auch *Heldensage* S. 4 von der germanischen Mythologie erklärt: »Es ist klar, daß ähnliche Lehren wie die der Emanation und Wiedergeburt in dieser Religion gelten mußten.«

Mone blieb aber weder bei der Feststellung des oben angegebenen allgemeinsten Göttersagenschemas stehen, noch begnügte er sich damit,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gleichartige göttliche Grundideen in verwandten Sagenfiguren aufzuspüren: Das Problem, welcher bestimmte germanische oder außergermanische Gott der Sagenfigur jeweils zugrunde gelegen hat, steht ihm immer im Mittelpunkt. Natürlich ist Siegfried = Balder, aber auch Odin und Thor leben in ihm fort. CREUZER soll nicht umsonst den großen Gedanken gehabt haben, daß Odin im Leben Sigge geheißen haben müsse. Da MONE nach der ganzen Beschaffenheit seines Systems dem Euhemerismus gründlich feind sein muß (cf. auch *Gesch. d. Heidentums* I, 229), so konnte er natürlich den Ausspruch des Meisters nicht dahin interpretieren, daß der Gott Odin ursprünglich ein Mensch Sigge gewesen sei, sondern der Sinn, den er CREUZERS Satz gibt, ist der: Der erste historische Mensch, in dem man die Gottesidee Odin wiederfand, war ein gewisser Sigge. In diesem Punkt kennt nun die Phantastik MONES keine Schranken mehr: Wie sollte sich der Lehrling CREUZERS auf die germanische Mythologie beschränken, warum die zahllosen Analogien verschmähen, die ihm die nächst- und fernstliegenden ausländischen Göttersysteme darboten? Warum sollte er nicht ungescheut in der Sidrat des Heldenbuchs eine Isis, eine Astarte sehen, und was dergleichen Schwärmereien mehr sind? Manchmal stellt sich ihm zunächst ein sprachlicher Zusammenhang heraus, der aus sachlichen Gründen noch einleuchtender zu machen ist: so zwischen dem bösen Prinzip der persischen Religion, Ahriman, und dem bösen König Ermanrich. (*Walthariu*s S. 108), was ihm den endgültigen Beweis dafür liefert, daß »die Lichtreligion Persiens bei den alten Teutschen einheimisch geworden ist« (*Otnit* S. 16 ff.). Auch *Heldensage* S. 3 erklärt er gut görresisch, daß der Ursprung der HS periodisch rückwärts bis zum Auszug unseres Volkes aus Indien und Persien gehe. Ermanrich aber, dies als weitere Probe von MONES Etymologie, entpuppt sich als noch gefährlicherer Geselle, wenn man bedenkt, daß in der ersten Silbe seines Namens höchstwahrscheinlich die Wurzel *orm* = Drache steckt; (*Gesch. d. Heidentums* II, 327). Wer sollte also anders in ihm fortleben, als das furchtbarste Wesen der altgermanischen Mythologie, der Midgardswurm? Früher war er demnach einmal als Drache gedacht, jetzt als mächtiger, wilder König: die Vereinbarkeit beider Vorstellungen sucht MONE *Heimat der Nib.* S. 85 durch allerhand Beispiele zu erhärten. Schon in MOSERS *Auszug* S. 233 ist aus dem Zendavesta nachgewiesen, daß Ahriman unter der Gestalt eines Schlangendrachens gedacht wurde. Man sieht, wie gut sich das in sein vorhin charakterisiertes System ein-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fügt: Ist Ermanrich, als böses Prinzip, tatsächlich ursprünglich ein Nachtdämon gewesen, so hat ihn eine frühere, das Mythische stärker herausarbeitende Stufe der Sagenbildung noch nicht in der Gestalt eines tyrannischen Herrschers, sondern in der eines wilden Ungeheuers gesehen. Denn nach MONES im Prinzip keineswegs unverständiger Anschauung ist das Heidnisch-mythische der alten Sage auf jeder späteren Stufe mehr und mehr durch das Menschlich-epische verdrängt worden[1]. Die Riesen und Zwerge der älteren, dem Mythus noch näherstehenden Sage wurden später zu Sarazenen und Heiden u. dgl. (*Gesch. d. Heidentums* II, 289).

Doch hat die Neigung MONES, die Grenzen der einzelnen Religionen zu verwischen und ein kunterbuntes mythologisches Allerlei als Grundlage der HS anzunehmen, ihre Schranken. Er kennt auch ein exakteres Anfassen des religiösen Problems im germanischen Altertum, und was den Kult anlangt, so bürdet seine Theorie unseren Voreltern keineswegs dieselbe internationale Vielseitigkeit auf, wie er sie auf dem Gebiet der Sagenbildung glaubt feststellen zu können. Er scheidet mit Schärfe zwischen zwei (gelegentlich auch drei) germanischen Kultgruppen, die nach ihren charakteristischsten Momenten auch in den Gedichten der HS Niederschlag finden sollen. Wenn sich in diesen der tiefeingewurzelte Gegensatz zwischen Nibelungen und Amelungen findet (oder, wie MONE auch im Anschluß an GÖRRES und GÖTTLING interpretiert, Ghibellinen und Welfen), so geht dieser zurück auf einen uralten Widerstreit zweier Kulte. Worin die Unterschiede zwischen diesen bestehen, kann uns hier gleichgültig sein, MONE selbst ist sich darüber offenbar nicht ganz klar geworden; seine Unterscheidung, nach der der Nibelungenkreis sich zur Odinsreligion, der Amelungenkreis zum Thorskult bekannt habe, wird nicht mit besonderem Nachdruck verfochten, wenn auch die erstere Beziehung für ihn völlig festzustehen scheint. Eine sehr abenteuerliche Differenzierung der Kultkreise lesen wir *Auszug* S. 917. Uns genügt hier die Tatsache der Scheidung zwischen nibelungischer Odinsreligion und gotischem Glauben vollkommen.

[1] Dazu stimmt z. B. auch die von ihm in seinem *Anzeiger* 4, 420 bei der Besprechung von ETTMÜLLERS Oswald geäußerte Ansicht: »Dieses Gedicht enthält im Grunde dieselbe Fabel wie das Siegfriedslied: doch ist das letztere viel altertümlicher darin, daß in ihm der Feind des Helden, dem die Braut abgewonnen wird, noch nicht als menschlicher König, sondern noch als Drache erscheint.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mone ist also in seiner Auffassung der HS dem Dualismus abhold; wie W. Grimm betrachtet er die geschichtlichen Spuren als sekundäre Einfügungen, die mit dem Ursprung der Sage gar nichts zu tun haben. Nur daß er im Gegensatz zu diesem aus der HS noch vollständige religiöse Systeme und zahllose Einzelbeziehungen herauslesen zu können meint. Denkbar weit entfernt er sich von W. Grimm darin, daß er die Poesie beim Zustandekommen der Sagengebilde gar keine Rolle spielen läßt, und nirgends wohl tritt die Inferiorität seines Standpunkts so peinlich hervor wie dort, wo er erklärt (*Gesch. d. Heidentums* II, 301), wenn der ursprüngliche Inhalt der HS, der ja ausgemachtermaßen nicht Geschichte sein könne, sich nicht aus der Mythologie erklären lasse, so seien die betreffenden Gedichte rein romanhaft und also höchstens von Wert als Denkmäler der altdeutschen — Poesie, würden W. Grimm und Uhland sagen, Mone sagt aber: — Sprache! Das unbewußte und ungewollte Walten einer geheimnisvoll schaffenden Kraft, die nach Lachmann die Geschichte in Sage umbildet, ist ihm ebenso fremd wie der bewußte künstlerische Wille, der beim Zustandekommen dieser Gedichte beteiligt war.

II.

Es fällt schwer, von diesem nicht unscharfen und ungelehrten, aber krausen und Creuzer-Görressche Phantastik etwas pedantisch systematisierenden Kopf den Übergang zu Uhland zu finden, der in jeder Beziehung Mones Antipode zu sein scheint. Er ist es aber nur in der gefühlsmäßigen Erfassung der hier vorliegenden Werte und in der Gabe, die Genesis des Künstlerischen in ihnen zu begreifen. Nicht aber in der historischen Theorie und Systematik, in der er vielmehr Mone mannigfach verpflichtet erscheint.

In dem ersten Hauptteil seiner 1830 gelesenen *Geschichte der altdeutschen Poesie* hat Uhland Hauptlust und Haupteifer auf die Darstellung der HS verwandt. Merkt man sonst gelegentlich wohl einem Kapitel dieser Vorlesung Mangel zwar nicht an Fleiß, aber doch an lebendiger Beziehung zu dem betreffenden Gegenstande an, so hat man in diesem Abschnitt auf Schritt und Tritt den Eindruck: Hier ist Uhland zu Hause, hier kennt er Weg und Steg, hier ist kein rasches Exzerpt aus vorhandener Literatur zu Kollegzwecken eilig zusammengeflickt und kein geistvoll flüchtiger Essai als Blender für die Zuhörerschaft losgelassen, sondern hier haben wir ein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohlgeordnetes und gefestigtes Lehrgebäude und dürfen nichts als Augenblickseinfall werten.

Schon die Fragestellung hebt deutlicher als irgendeine gleichzeitige theoretische Schrift die Doppelheit des genetischen Problems hervor: Uhland fragt (Schr. I, 89) 1. »Die geschichtlichen Namen . . . führen sie auf einen wirklichen, inneren Zusammenhang mit historischen Personen und Ereignissen? Ist die Dichtung aus dem Grunde der Geschichte entsprossen oder hat sie ihrerseits sich des historischen Stoffes bemächtigt? 2. Wo sind die Mythen (die fabelhaften mythischen Erscheinungen in der HS) ursprünglich zu Hause? . . . sind sie die Hieroglyphik untergegangener Glaubenslehren und welcher? liegt in ihnen der Kern und die Bedeutung dieser ganzen Sagenpoesie?« — Die zwiefache Fragestellung scheint auf eine dualistische Lösung hinzuweisen, der letzte Satz deutet aber bereits eine Vermittelungsmöglichkeit im Moneschen Sinn an.

»Das Geschichtliche und Örtliche in der HS« ist also der erste Gegenstand von Uhlands Interesse. Eine wirkungsvolle Illustrierung der historischen Unstimmigkeiten der HS eröffnet die Ausführungen, sofort aber erhebt sich Uhland über Mones und v. d. Hagens kritische Nörgeleien und selbst über W. Grimms Bedenklichkeiten: Die Anachronismen heben die geschichtliche Beziehung nicht auf. Als das Wesentliche zur Klärung dieser Frage sieht er vollkommen triftig nicht an, daß die Chronologie in ihren Einzelheiten stimmt, auch nicht, wie Lachmann, daß sich eine Anzahl in der Sage beisammenstehender Namen auch historisch als zusammengehörig nachweisen läßt, sondern daß »in den größern Zügen die Verbindungen und Gegensätze der Völker und ihre gewaltigen Schicksale richtig aufgefaßt und nachgefühlt« sind (S. 92). Wenn dies tatsächlich der Fall ist, dann wird man die Heldennamen der Sage als geschichtliche Denksäulen anerkennen, d. h. ihnen keine rein zufällige, sondern eine notwendige Existenz in deren Gefüge zugestehen.

Nach der Meinung Uhlands halten die geschichtlichen Angaben der HS diese Probe vollkommen aus: Sie ist in ihrer Grundstimmung historisch, gibt ein adäquates Abbild des Geistes der Völkerwanderungszeit: (S. 111) »In all jener Not und Klage, jenen Vertreibungen, Heereszügen, Vertilgungskämpfen, wovon die Lieder in tiefem Wehlaut singen, erscheint die tragische Geschichte der deutschen Völker in und nach der Zeit ihrer Wanderung.« Dies das Resultat einer längeren Betrachtung der nachweislich geschichtlichen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sagenelemente. In der Auslegung des damaligen, dem heutigen kaum nachstehenden Zeugnismaterials beweist UHLAND kluge Mäßigung. Klarer noch als W. GRIMM *Heldensage* S. 345 scheidet er zwischen ursprünglichen historischen Bestandteilen und solchen, die der Belesenheit der Verfasser in Geschichtsbüchern zuzuschreiben sind, und für deren Einfügung sich, wie bei der Pilgrimfigur im NL und den bayerischen Adelsgeschlechtern im Rother, aktuelle Anlässe mutmaßen lassen. Mindert er so die Zeugniskraft allzu starker Übereinstimmungen ab, so schwächt er gleichzeitig auch die herkömmlichen Bedenken gegenüber krassen Anachronismen, indem er darauf hinweist, daß die fortlebende Sage je nach den Begriffen der Zeit die örtlichen und geschichtlichen Verhältnisse veranschaulichte (cf. oben LACHMANNS »neu hinzukommende historische Begriffe«). Das ist aber auch ein Gedanke, den, wie wir wissen, MONE in weitschweifiger Ausführung und nicht ohne Übertreibung vorbringt, ohne daß UHLAND seinen Vorgang direkt benötigt haben müßte, um sich zu sagen, daß Völkerwanderungs-, Kreuzzugs- und Normannenepoche ihre deutlich wahrnehmbaren Spuren in der HS hinterlassen haben. Wenn aber MONE namentlich in der späteren Zeit, um 1830, durch diese Erkenntnis noch mehr dazu angespornt wird, nach solchen historischen Beziehungen nun erst recht nah und fern herumzuspüren, so lehnt UHLAND im Gegensatz dazu jede zu weitgehende Identifikation ab: Eine solche widerstrebt seiner Anschauung vom Wesen der Sagenbildung. Die Sage hat an die Geschichte angeknüpft, sie hat uns »nicht nur die leeren Namen, sondern zugleich auch weltgeschichtliche Umrisse ihrer Stellung und ihres Wirkens« gegeben — man sieht, daß UHLAND hier in der Annahme eines altüberlieferten historischen Milieus und vielleicht sogar Handlungsschemas mit LACHMANN geht —, aber wir brauchen deshalb nicht, wo die Sage waltet, auf Schritt und Tritt Geschichte zu wittern. Die Sage hat »aus geschichtlichen Keimen Schößlinge getrieben und hinwiederum, ihre freien Entwicklungen überall an die Wirklichkeit anheftend, über alles germanische Land ihr Netz gebreitet«. Ein besonnenes Mahnwort zum Maßhalten auch an die heutige Heldensagenforschung, die 100 Jahre nach GÖTTLING, 150 Jahre nach GOTTSCHED und 300 Jahre nach FREHER dem Ripuarier Siegbert wieder eine Auferstehung hat zuteil werden lassen!

Bis hierher ist die Stellungnahme UHLANDS durchaus modern im guten Sinn. Er erscheint unabhängig, LACHMANN in manchem verwandt, aber bestimmter als dieser, ein Verfechter der historischen Grundlagen, aber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Feind jeder pedantischen Kleinlichkeit in der Auslegung. So kann es nicht wundernehmen, daß er sich bei längerer Abrechnung mit seinen Vorgängern im wesentlichen ablehnend über Göttling, Mone u. a. äußert. Daß er W. Grimms Heldensage höchlich auszeichnet, wird auch nicht überraschen; wohl aber, daß er plötzlich die Erklärung abgibt, daß seine Ansicht mit der Grimmschen »im wesentlichen übereinstimme«. So glatt geht also die Rechnung nicht auf, Uhland ist zu sehr Romantiker, als daß für ihn Produkte der Volkspoesie, wie es die Gedichte der HS nun einmal sind, in einem kahlen historischen Faktum ihre wahre und einzige Quelle finden könnten.

Schon oben bei der Fragestellung Uhlands (cf. S. 29) konnte es auffallen, daß er nicht die Sage, sondern »die Gedichte« aus historischem Grund hervorwachsen ließ. Er scheint also zwischen beiden Begriffen nicht zu scheiden, und er bekennt schließlich S. 134 mit voller Offenheit im Grimmschen, unlachmannschen Sinn Farbe, wenn er programmatisch erklärt: »Wir haben es wesentlich mit Poesie zu tun«. Also, die Gedichte, ja die Heldensagen selbst sind in letzter Linie doch eben Dichterwerke, und dem subtilsten Erforscher der geschichtlichen, mythischen usw. Grundlagen der Sage kann ein Strich durch die Rechnung gemacht werden durch die bloße Phantasie eines an der Ausbildung der Sage mittätigen Dichters. Daß aber dessen individuellen Regungen in der Entstehungsgeschichte der Sage doch möglichst wenig Platz eingeräumt werde, dafür sorgt Uhland, indem er die Heldendichtungen für Volkspoesie erklärt, in sicherlich nicht zufälliger Übereinstimmung mit W. Grimm. Geklärte romantische Begriffe helfen beiderseits zur Festlegung des Standpunkts. Die Volkspoesie hat ihrem ganzen Wesen nach keinen zeitlichen Anfang. Sie ist immer schon da, also auch vor jedem geschichtlichen Ereignis, das wir jetzt in ihr fixiert finden. Die Volkspoesie und ihr größtes Erzeugnis, die HS, kann weder überhaupt in der Geschichte für sich, noch weniger in einem bestimmten Zeitraum der Geschichte ihre Grundlagen haben. Also, mit anderen Worten: Das bestimmte geschichtliche Ereignis hat niemals den ersten Anlaß zu einer ganz neuen Sagenbildung abgeben können, sondern konnte nur in das bestehende ewige Ganze der Volkspoesie Aufnahme finden. Der Burgundenuntergang gab nicht den Anstoß zu einer völlig neuen Sagenbildung: Das Volk und die Phantasie seiner Rhapsoden war schon mit Sagengebilden und -inhalten aller Art durchtränkt, und einem solchen wurden die historischen Personen und Ereignisse eingefügt und angegliedert — nicht aus Willkür

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder Versehen, auch nicht auf Grund einer »rohen Identifikation«, sondern auf Grund des stets wirksamen Gesetzes, nach dem in der Ganzheit des Volkslebens und der Volkspoesie notwendig auch die äußeren geschichtlichen Schicksale in ihren bedeutenden Zügen miteinbegriffen sein müssen. UHLAND weist ausdrücklich die Anschauung ab, daß die Einfügung der historischen Züge einem gelehrten Bedürfnis entsprungen sei: Wenn etwas, meint er mit GÖRRES, so mußten sich doch die Ereignisse der Völkerwanderung und die Namen ihrer Hauptheiden dem Volksbewußtsein und der Volksphantasie einprägen. Es waren aber, so wird nun im Gegensatz zu W. GRIMM weiter argumentiert, nicht nur ein paar Namen, die in die Sage eingingen, sondern Ereignisse. Von einer späteren Anpassung der Sage an die Geschichte kann nicht die Rede sein, sondern von einer »im Feuer der Ereignisse« erfolgten Verschmelzung des neuen historischen Materials mit den alten Elementen der Volkspoesie. Also UHLAND glaubt an keinen vorhunnischen Atli (W. GRIMM S. 345), er sieht in diesem Gegenspieler der Nibelungen von Anfang an den welthistorischen Attila. Aber man hat nach seiner Meinung nicht, auf Attilas und der Burgunden Taten und Schicksale aufbauend, eine völlig neue Sage erfabelt und erzählt, sondern man hat diese in einen älteren größeren Zusammenhang volkstümlichen Erzählungsgutes eingereiht.

So wenig Belang für Wesen und Ursprung der HS wie W. GRIMM räumt UHLAND also den historischen Elementen keineswegs ein. Aber auch er ist weit entfernt davon, in ihnen den wesentlichsten und greifbarsten Bestandteil der Sagengebilde anzuerkennen. Im Gegenteil, er sagt ausdrücklich (S. 128): »Diejenigen Erscheinungen, auf welche eine eigentliche historische Erklärung, eine Vergleichung mit bestimmten Personen und Ereignissen gar nicht anschlägt« seien es, »welche Phantasie und Gemüt vorzugsweise in Anspruch nehmen«. »Die Annahme, als hätte auch ihnen eine geschichtliche Unterlage nicht gefehlt und wäre nur diese jetzt nicht mehr geschichtlich nachweisbar, kann uns nicht befriedigen . . . hauptsächlich weil uns die Sage größtenteils solches erzählt, was nie und nirgends wirklich geschehen sein konnte.«

Nach jenem X also, das zu den historischen Elementen hinzugetreten ist, forscht UHLAND nun weiter. W. GRIMM hatte hier haltgemacht, und man sollte denken, UHLAND könnte das auch tun. Hat er doch erklärt, daß wir es mit Poesie und uralter, geheimnisvoller Volksüberlieferung zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tun haben. Dennoch schreitet er fort. Der Romantiker will sich die Gelegenheit zur Ausbeutung und Ausdeutung der Volkspoesie nicht entgehen lassen, will ihren ehrwürdigen Denkmälern weiter Geständnisse über ihre Herkunft abringen. Und auch er macht den Schluß mit, daß nur die Glaubenselemente unserer heidnischen Vorfahren als epischer Stoff Anspruch darauf haben, für noch älter zu gelten, als jede historische Überlieferung des Volkes. Nicht abgeschreckt durch W. Grimm, der ja ohnehin nur mythologischer Systematik ganz abhold war, geht Uhland daran, die mythischen Elemente der HS und damit deren eigentlichstes Wesen zu ergründen.

Am Schlusse dieses der Geschichte gewidmeten Abschnittes hat es sich schon gezeigt, daß Uhland nicht eigentlich Dualist ist. Das ergibt sich namentlich durch einen Seitenblick auf Lachmann. Dessen wahrer Dualismus hatte geschlossen: Es gibt Menschen (Geschichts-) und Göttersagen (Mythen), unsere großen Heldensagengebilde haben Sagen beiderlei Art in sich aufgenommen und miteinander verschmolzen. Auch Uhland weiß von einem geschichtlichen Ursprung der Sage, nicht aber von Sagen, die zunächst rein geschichtlich waren; die aus der Geschichte geschöpfte Elemente sind ihm nur ein Bestandteil von vielen, eine Ergänzung, oft nur Aktualisierung älterer Sageninhalte, oft sogar, wie sich gleich zeigen wird, nur Illustrierung von Glaubenssätzen.

Uhlands Anschauungen über das Mythische in der HS zeigen ihn als Forscher auf ganz anderer Stufe der Selbständigkeit oder vielmehr Eigenwilligkeit. Gleich der Eingang überrascht durch apodiktische Sicherheit: »In der Erklärung des Mythischen sind zweierlei Sagenkreise zu scheiden: der nordisch-deutsche und der gotische.« Zum ersteren rechnet er die Nibelungen- und die Hegelingensage, zum letzteren alles, was mit dem Amelungenkreis in Verbindung steht. Man sieht, das ist die Monesche Zweiteilung. Die fränkische und die sächsische Sage schließt sich zusammen unter dem höheren Gesichtspunkt der odinischen Sage, von der die gotischen Überlieferungen völlig getrennt erscheinen. Alle politischen Momente für eine scharfe Scheidung der beiden Kreise hat er abgelehnt. Jetzt aber macht er sich, zunächst noch ohne den Versuch näherer Begründung, die Monesche Behauptung zu eigen, der Hauptgegensatz der beiden Zyklen sei auf religiösem Gebiete zu suchen: eine tiefe Kluft scheidet nordisch-deutschen und gotischen Mythus. Uhland verschärft, über Mone an einem Punkt hinausgehend, diesen Gegensatz noch, indem er jegliche Beziehung des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gotischen Sagenkreises zur Asenlehre leugnet (S. 172), während MONE doch noch wenigstens eine Persönlichkeit aus derselben, Thor, als gotischen Hauptgott hatte zur Anerkennung bringen wollen.

Welcher Art ist nun der mythische Einschlag oder Grundton all dieser Sagen? UHLANDS Antwort fällt für den nordisch-deutschen oder odinischen Kreis reichlich allgemein aus. In einem entscheidenden Punkt nimmt er P. E. MÜLLERS Partei gegen W. GRIMM und LACHMANN, im ganzen scheint er sich seine Ansicht hier aber durchaus selbständig gebildet zu haben. Er glaubt »den odinischen Volksglauben noch als ein zusammenhängendes Ganzes im Hintergrund der epischen Gestalten nachweisen zu können« (S. 211). Er sucht also aus keiner sagenmäßigen Überlieferung ein älteres Schema heraus, das einen einst selbständigen, nun mit historischen Elementen verquickten Mythus darstellen könnte; er macht (VII, 87) die Neigung nicht mit, in der Heldensage nur vermenschlichte, getrübte und gesunkene Göttersage zu erkennen; er mutmaßt nicht in Sigfrid einen ehemaligen Gott, in den Burgunden die ehemals rein dämonischen Nibelungen: es ist keine bestimmte Fabel, die er herauszuschälen sucht, sondern ein greifbarer Glaube, ein Weltanschauungsganzes, wie es den heidnischen Vorfahren innewohnte und nach UHLAND in den Gedichten allenthalben noch zutage tritt. Es ist kurz gesagt der Glaube an Odins Weltregiment, der allen diesen Sagen zugrunde liegt. »Ein Glaube der Wehrhaften und Rüstigen«, eine Weltanschauung, die in tapferem Leben und schließlichem Heldentod ihren irdischen Zweck, in späterem Zusammensein mit Odin ihre künftige Verheißung und in der Verteidigung von dessen Macht gegen die bösen Ungeheuer ihr letztes Endziel sieht. Odin ist für dieses Glaubenssystem, das UHLAND ganz monotheistisch ausdeutet, nichts Geringeres als der allmächtige, allweise und allgegenwärtige Gott, der alles Geschehen von Anfang an nach einem überlegenen Plan lenkt, die Helden zum Kampf anreizt und sie nach Vollendung ihrer Laufbahn zu sich eingehen läßt. Es ist dies »ein Glaube, wie er aus der Kühnheit des Lebens selbst sich gestalten konnte, der rückwirkend begeisternden Einfluß auf das Leben äußern mußte«. Es ist aber eine Religion jenseits von Gut und Böse, die sich hier ausspricht. »Die odinische Ansicht ergreift im Heldentume die ungeschiedene Kraft; gut und böse ist ein Verhängnis, unverwüstliche Tapferkeit ein Verdienst; aus beiden Heeren, die sich im Kampfe vernichten, fahren die Helden zu Odin; ein Gegensatz ist nur zwischen ihnen und den Feigen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Siechtoten, die ... gar nicht in das Heldenlied aufgenommen werden.« (I, 202).

In anderem Sinn und aus anderen Gründen also als P. E. Müller und später Müllenhof beantwortet Uhland die von W. Grimm und Lachmann übereinstimmend verneinte Frage nach der Ursprünglichkeit von Odins Rolle in der Wölsungensage bejahend. Er findet es seltsam, daß man neue Götter, einen Sigofrid u. a. erfinde und den zweifellos vorhandenen Odin hinausinterpretiere. Für ihn ist Odin der »Grundstein« des ganzen Sagenzyklus, und dieser selbst ist mit all seinen Seitentrieben Ausfluß der alten Glaubenslehre. Wo ein Gott alles lenkt, da können die zauberischen Wesen und Kräfte aller Art, die ihm zur Seite stehen und die bald für, bald gegen die Helden auftreten, nicht, wie W. Grimm gelegentlich möchte, als spätere Einfügungen, als Einkleidungen ursprünglich natürlicher und irdischer Personen und Dinge in übernatürliches Gewand betrachtet werden, sondern all diese Walküren, diese Riesen, Zwerge, Alben, Drachen und anderen Wunderwesen sind ebenfalls Glaubenselemente. Uhland scheint sie gewissermaßen als den Hofstaat des zentralen Gottes zu betrachten. Es liegt allerdings in seiner damals schon in diesem Sinn entwickelter Anschauung vom Wesen der altgermanischen Religion, daß gleichwohl nach seiner Meinung nicht von allen Bekennern Odins die körperliche Existenz dieser überirdischen Welt geglaubt wurde. S. 148: »Allen Glaubenslehren ist gemein, daß sie von ihren Anhängern bald mehr wörtlich und handgreiflich, bald mehr sinnbildlich und geistig aufgefaßt wurden.« Ein gebildeter Nordländer also, der im Geiste dieses Odinglaubens dachte und dichtete, brauchte nicht an das wirklich körperliche Dasein z. B. der Walküren zu glauben. Aber sie waren ihm auch keineswegs bloße Fabelwesen, sondern er verstand die sinnbildliche Bedeutung dieser Halbgöttinnen sehr gut. Nicht wie Mone u. a. in Wolkenbildungen und Luftgesichten darf man rationalistisch ihre Erklärung suchen, auch nicht in ihnen allgemeine primitive Allegorien, Personifikationen von Tugenden u. dgl. sehen: sondern in ihrer Mittelstellung zwischen Gott und Mensch sind sie der klarste Ausdruck der altbezeugten germanischen Ansicht, daß der Frau etwas Göttliches innewohne (S. 152).

Auf diese Weise eröffnet Uhland also bei aller Betonung des Geglaubtwerdens dieser Mythologie die Möglichkeit einer weitgreifenden sinnbildlichen Ausdeutung, wie er sie dann wenige Jahre später im *Mythus von*

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Thor selbst systematisch versucht hat. Doch ist hier noch keine Rede davon, daß er die mythischen Mächte und Wesen zu Allegorien verflüchtigen möchte. Manche jetzt rein menschlich anmutende Erscheinung des Sagenkreises hat für ihn ihren Ursprung in dämonischen Regionen, so Hagen, in dem er zwar keinen ehemaligen Hödr, wohl aber ein Nebel- und Finsterniswesen sieht.

In der Vermenschlichung, die diese ursprünglich übernatürlichen Personen im Norden und in verstärktem Maße in Deutschland haben durchmachen müssen, erblickt UHLAND den unvermeidlichen Entwickelungsprozeß aller alten Mythenfiguren. Die Walküren mußten zu streibaren Mädchen, der Dämon Hagen zu einem irdischen Vasallen des historischen Burgundenkönigs werden — in dem Maße eben, als der Glaube abnahm. Die Einführung des Christentums ist für UHLAND wie für LACHMANN und MONE der Grund der Vermenschlichung alles Überirdischen in der Sage. Wörtlich könnte er LACHMANNS Satz unterschreiben, daß nicht mehr geglaubte Götter nicht vermenschlicht werden, sondern aus der Sage verschwinden. In der jungen deutschen Sage hat sich daher Odin, der ursprüngliche »Schlußstein des Ganzen« nicht halten können, überhaupt »finden wir das Mythische, das in der nordischen Darstellung vollständig, zusammengreifend und bedeutungsvoll erscheint, in der deutschen mangelhaft, zerstreut, in Widersprüche und Mißverständnisse verwickelt« (S. 158.).

Aus dieser Betrachtung der Denkmäler des Odinischen Kreises mag UHLAND die Überzeugung geschöpft haben, daß in den Gedichten der HS überhaupt noch ganze alte Glaubenswelten aufs deutlichste durchschimmern. In den Liedern des Amelungenkreises nun ist nirgends eine Spur von Odin zu finden. Also mußte es eine andere Religion sein, die diesen zugrunde liegt. Das könnte UHLANDS Schlußweise gewesen sein. Wahrscheinlicher ist, daß er sich schon früh die beiden MONESchen Sätze zueigen gemacht hat, nach denen erstens die Grundlage aller Heldensage alte Göttersage ist und man dabei zweitens grundsätzlich zwischen fränkischem und gotischem Sagenkreis zu scheiden hat, und daß er diese beiden Dogmen dann auf seine Weise zu begründen und zu vertiefen strebte. Denn daß er sich noch 1830 in keiner Weise von der Phantastik des durch MONE ausgebauten Heidelberger Mythologensystems, der GÖRRES, CREUZER usw. freigemacht hatte, geht aus seinen nun folgenden Ausführungen hervor.

Bei der Suche nach diesem zweiten mythischen System verschleiert sich UHLANDS sonst so klarer und kritischer Blick. Ein Führer, dem zu folgen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er früher ausdrücklich abgelehnt hat, bringt ihn in die Irre. Ganz wohl fühlt er sich auf diesem fremden Boden nicht, er muß Lücken seiner Kenntnisse zugeben, sich an populären Auszügen orientieren. Kennzeichnend für eine noch bestehende innere Unsicherheit ist es auch, daß er hier seine Hörer ganz entgegen seiner sonstigen Art erst durch einen Kunstgriff gefühlsmäßig zu gewinnen und sie so über die vielleicht nicht völlige Lückenlosigkeit seiner Argumentationen hinwegzutäuschen sucht. Er geht von dem Sohn-Vaters-Kampf aus; die Ähnlichkeit der europäischen, speziell der deutschen Fassung dieser Sage mit der persischen von Rusthm und Sehrab bietet einen so bestechenden Beleg für das Vorhandensein verbindender Fäden zwischen persischer und gotischer Sage und Dichtung, daß der Hörer schon im voraus geneigt gemacht wird, weitere Argumente dafür anzuhören. Und um ihn erst recht gleichsam mit orientalischer Luft anzuhauchen und eine geheimnisvolle, nach der Wiege der Menschheit hindeutende Zaubersphäre vor ihm aufzutun, analysiert Uhland umständlich die aus den früheren Inhaltsangaben mit gutem Takt weggelassene Abenteuerserie Wolfdietrichs, deren phantastisch ungeordnetes Durcheinander aus deutscher Glaubenslehre keinerlei Erklärung zu finden vermag und zu deren Verständnis man nur kommen kann, wenn man gar weit in die Ferne schweift: Die Erklärung für sie »fließt in persischer Heldensage und Glaubenslehre«.

Man würde sich wundern, Uhland, den ja sonst ein gesunder Tatsachen- und Wirklichkeitssinn auszeichnet, auf solchen Bahnen sich bewegen zu sehen, ließe sich nicht, wie gesagt, erkennen, daß hier Eindrücke früher, romantischer Zeit wieder zu ihrem Recht kommen. Wie solche bei Uhland zu haften vermochten, hat uns schon ein Beispiel gezeigt. Der Mitarbeiter der Einsiedlerzeitung hat dieses jungromantische Organ sicher in all seinen so verschieden gerichteten und zu bewertenden Artikeln genau in sich aufgenommen, und wenn er sich dessen bei der Ausführung seiner Vorlesungen auch kaum mehr klar bewußt gewesen sein dürfte, so war es ihm doch gewiß zuerst durch Görres' Aufsatz: *Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen* wenn nicht als gewisse Tatsache, so als große Wahrscheinlichkeit im Gedächtnis geblieben, daß geheimnisvolle uralte Beziehungen die persische Heldensage mit der deutschen verbinden. Görres erreicht freilich auch in seinen kühnsten Äußerungen auf diesem Gebiet nicht den Grad der Bestimmtheit, der Uhlands Ausführungen eignet, sondern

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er bewegt sich seiner Gewohnheit gemäß meist in sehr orakelhaften Andeutungen. Nur an einer der hier in Betracht kommenden Stellen erhebt er sich zu einer apodiktischen Behauptung.

Mit Sicherheit können wir Uhlands Anlehnung an diesen Gewährsmann daher erst dort feststellen, wo die von ihm aufgedeckte, in den Orient zurückführende »erste Ader« der deutschen Heldenpoesie direkt mit der persischen Tradition in Verbindung gebracht wird. Die Perser sind es nach Görres, deren Poesie weitaus am meisten nordische Physiognomie aufweist. Namentlich das königliche Buch, *Schahnameh,* trägt in den Erzählungen der Heldentaten Rosthems und Asfendiars ein den deutschen Heldensagen sehr ähnliches Gepräge. Es finden sich hier wie dort »gleichsam stehende Typen der Poesie, die dort in ihrer ersten Größe sich erhalten haben«. Görres wehrt ausdrücklich dem Verdacht, als könnten die verhältnismäßig späten persischen Gedichte vom Occident her Einflüsse erfahren haben. »Leichter gehen die Dinge mit dem Strom, als daß sie gegen ihn ankämpfend sich bewegen«. Auf die Entdeckung spezieller Analogien zwischen persischer und deutscher Heldendichtung geht Görres nicht aus. Das tat zuerst W. Grimm, indem er in den *Dänischen Heldenliedern* S. 467 das Einschlafen und die Erweckung Otnits unter der Linde mit dem Eingreifen der hilfreichen Tiere im *Schahnameh* vergleicht: Rusthem wird gleich Otnit und später Wolfdietrich von seinem treuen Roß dreimal beim Herannahen des Drachen aus dem Schlaf geweckt. In v. d. Hagens Einleitung zur *Edda* 1812, wird S. 47 auf die übereinstimmende Unverwundbarkeit Rosthems, Achills und Siegfrieds hingewiesen und ein uralter Zusammenhang gemutmaßt. Görres selbst fügte in seiner Übersetzung des *Schahnameh (Das Heldenbuch von Iran I Berlin 1820)* noch einige Parallelen bei, in rein vergleichender Absicht. Sein Standpunkt ist hier bereits vorsichtiger gewählt: Wie der Traum eines »großen kolossalen« Gedichtes, in dem die Nibelungen nur ein Gesang waren, ausgeträumt ist, und er sich damit begnügt, in den deutschen Gedichten nicht Trümmer von einem ehemaligen, sondern Bausteine zu einem nie wirklich gewordenen Riesengebäude zu sehen (S. CCXLVI), so stellt er jetzt auch nur mehr Analogien zwischen dem persischen und dem deutschmittelalterlichen Rittergeist fest, die Wiederaufnahme des früheren Gedankens eines altepischen indoeuropäischen Gemeingutes erfolgt nicht. Er spricht sogar ausdrücklich nur für die persische Dichtung aus, was Uhland von der germanischen ebenfalls nachweisen möchte: »Dem Orient

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allein war es vorbehalten, in seinen Heldenliedern die alte Göttergeschichte in Menschentaten fortzudichten und also das Epos mit der Mythe zu verknüpfen«. (S. XLI.)

Uhland, einem eifrigen Leser des *Schahnameh* übrigens, genügte diese späte gemäßigte Ansicht von Görres nicht. Ihm und W. Grimm macht er S. 178 den Vorwurf, sie hätten es bei der Andeutung einzelner Übereinstimmungen bewenden lassen, eine Begründung des gotischen Epos auf gleicher mythischer Unterlage mit dem persischen aber nicht versucht. Er erst macht Ernst mit der Aufdeckung jener »alten Ader«, von der er gar nicht mehr zu wissen scheint, daß Görres sie ihm zuerst aufgewiesen hat. Anstatt einzelner, vielleicht durch Zufall zu erklärender Analogien soll die ursprüngliche Identität einer ganzen Kette von Ereignissen nachgewiesen werden. Dadurch rückt die wirre Abenteuerserie Wolfdietrichs zu ungeahnter Bedeutung empor. Sie ist ursprünglich gleich dem gigantischen Siebentagewerk, das der persische Held Rusthm und nach ihm Asfendiar vollbringt, um die gefangenen Seinen zu erretten.

Wie mancher scharfsinnige Forscher ist schon durch die verführerische Kraft neuer von ihm aufgedeckter Analogien zu Fehlschlüssen verleitet worden! Wir würden Uhland seine Freude an den scheinbar so frappanten Übereinstimmungen zwischen persischer und deutscher Sage zugute halten, baute er nicht gar zu kühn auf so schwankem Grunde weiter. Der Orient, so hörten wir von Görres, hat in seinen Liedern alte Göttergeschichte in Menschentaten fortgedichtet. Das war nicht nur im Orient der Fall, hält Uhland dem entgegen. Es sind nicht persische Heldensagen, es ist persische Glaubenslehre, die in der gotischen Dichtung ihren Niederschlag gefunden. Hat Uhland vorher einem Görresschen Satz zu näherer Begründung verholfen, so jetzt mit besserem Bewußtsein einem Moneschen: eben dem früher zitierten, daß »die Lichtreligion Persiens bei den alten Deutschen einheimisch geworden« sei.

Uhland unterrichtete sich und seine Zuhörer über die Grundlinien der zendavestischen Theologie aus einem ebenfalls reichlich romantisch angehauchten Werk, aus Görres' *Mythengeschichte der asiatischen Welt.* Was die Vorlesungen S. 193ff. über die persische Religion berichten, ist ein stellenweise stark kürzender Auszug aus Görres' erstem Band (S. 219/36 = U. S. 193/96). All das möchte er nun keineswegs als persisch-germanischen mythischen Gemeinbesitz angesprochen wissen. Zoroaster, dessen Lehren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er vorgetragen hat, soll hier einen rein stofflichen primitiven Mythus gereinigt und vertieft haben. In seiner noch ungeläuterten Form war dieser volkstümlich und ist in Persien wie später bei den Goten zum Epos versinnlicht worden.

Der Inhalt dieses uralten indoeuropäischen Mythus ist nun nichts weiter als der im Leben und der Welt überhaupt herrschende und ständig andauernde Kampf zwischen den zwei Grundkräften des Lichtes und der Finsternis, die das Gute und Böse versinnbildlichen und in den zwei Urgottheiten Ormuzd und Ahriman und ihrem dämonischen Gefolge personifiziert erscheinen.

UHLAND nennt diese Religionsform Dualismus. Wir wissen aus Vorlesungszitaten, daß er mit seines Tübinger Kollegen BAUR mehrbändigem Werk *Mythologie und Symbolik* bekannt gewesen ist. Von dessen Darstellung der persischen Mythologie wird er freilich nichts über GÖRRES Hinausgehendes gelernt haben, denn die betreffenden Partien bei BAUR bieten keinerlei Originelles. Aber UHLAND nahm dessen grundsätzliche Unterscheidung der Religionssysteme herüber. BAUR hat I, 113 an CREUZERS *Mythologie* auszusetzen, daß dies Werk den eigentlichen religionsphilosophischen Standpunkt, die prinzipielle Scheidung der einzelnen Religionen und der ihnen zugrunde liegenden Geistesstufen vernachlässige. Er seinerseits wünscht dies nachzuholen und findet das beste Unterscheidungsmerkmal der geistigen Höhe der einzelnen Religionen in der »numerischen Verschiedenheit des höchsten Wesens«. Zwischen die zwei allverbreiteten Begriffe des Polytheismus, der primitivsten Stufe, und des Monotheismus, der geistigsten Religionsform, schiebt er den sog. »Dualismus« ein, der »auf die Tätigkeit eines fordernden Verstandes zurückzuführen ist«. Nach diesem »zerfällt das gesamte endliche Sein, sofern es auf das einzelne Leben entweder fördernd oder hemmend, angenehm oder unangenehm einwirkt, in einen großen Gegensatz, den des Bösen und Guten, und da das Abhängigkeitsgefühl diesen Gegensatz auf eines zu beziehen unfähig ist, so werden nun an die Spitze des Gegensatzes zwei völlig getrennte und einander feindlich entgegengesetzte Wesen gesetzt, von denen der Mensch sich auf eine entgegengesetzte Weise abhängig fühlt«. Der typische Vertreter dieses Dualismus ist natürlich auch für BAUR die persische Religion.

Auch MONE (MOSERS *Auszug* S. 912) bekennt sich zu der Ansicht, daß »der Dualismus zwischen Nacht und Tag den Grundzug des süddeutschen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heldenbuchs« ausmache — allerdings auch den der nordischen Götterlehre, was Uhland ausdrücklich ablehnt.

Dieser Kampf nun aber zwischen zwei Weltprinzipien oder Gottheiten pflanzt sich auch in andere Regionen fort, wie Uhland des weiteren darlegt. Wieder spendet uneingestandenermaßen Görres eine grundlegende Idee. Wie erwähnt, hat er (in der Vorrede zum *Heldenbuch von Iran*) geschieden zwischen den »drei Gezeiten«, die bei der Entstehungsgeschichte des Weltépos beteiligt waren: einer Urzeit oder mythischen Zeit folgt eine heroische Periode, dieser wieder die geschichtliche. In der HS finden wir nach Uhland (S. 198) die ursprüngliche, der mythischen Zeit entstammende Weltansicht wieder, heroisch gestaltet. Die starken und reinen Geister, die den Bösen gegenübertreten, erscheinen als streitbare Helden, die bösen Geister oder Diws, wie sie im Persischen heißen, als dämonische Zauberwesen aller Art, meist als Drachen. Das Siebentagewerk Rusthms bedeutet nichts anderes als den Kampf eines Lichthelden gegen sieben Ahrimanskräfte, der durchgefochten werden muß, damit die Lichtsöhne wieder aus der Gefangenschaft der Diws erlöst werden können.

Um die Anwendung dieser Sätze auf die deutsche HS machen zu können, bedarf Uhland noch eines weiteren Gewährsmannes, und dieser ist Mone. Ohne ihn wäre der Ausbau des Uhlandschen Lehrgebäudes in diesem Sinne nicht möglich gewesen. Der Schüler hat sich freilich nur an einer Stelle (S. 209), da aber durch Zitieren eines Kernsatzes, zu den Schriften des Lehrers bekannt.

Aus der Analogie des *Schahnameh* mit den Wolfdietrichen würde zunächst nur folgen, daß die feindlichen Gewalten, mit denen dieser Held zu kämpfen hat, den persischen Diws gleichzuachten sind. Aber Uhland wünscht ja nicht nur eine Erklärung für Wolfdietrichs Abenteuer, sondern für den ganzen gotischen Sagenkreis. Und diese fällt ihm nicht schwer, da er für die Haupttat Rusthms, die Befreiung der befreundeten Lichtgeister aus der Macht der Diws, Parallelen auch bei Rother und bei Dietrich von Bern findet. Sie alle »kämpfen und dulden für die Rettung ihrer getreuen Dienstmannen«. Dies ist, wie wir längst wissen, für Uhland also der Kern der Amelungensage, als deren hauptsächlicher literarischer Niederschlag ihm demnach eine wirre Episode in Dietrichs Flucht und ein etwas weniger konfuser, dafür aber um so knapperer Bericht im Anhang zum Heldenbuch erscheint. Von der Gleichheit der Handlung schließt er

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf Gleichheit der Helden: Es ist in seinen Augen dieselbe Persönlichkeit, die den Gestalten des Wolfdietrich, Dietrich von Bern und Rother zugrunde liegt. Und damit sind wir, wie man sieht, mitten in Mones Lehre: Wolfdietrich, der Berner und Dietrich-Rother sind »mythisch eines«, der ehemalige Lichtheros hat in mehreren historischen Personen (Otnit rechnet er allerdings nicht dazu) seine epische Verkörperung erhalten. Monisch ist auch der Gedanke, daß diese Gestalten im Lauf der Zeit immer mehr entmythisiert, immer epischer werden. Wie (s. o.) die Riesen und Zwerge in der späteren Dichtung zu Sarazenen vermenschlicht worden sind, so erscheinen überhaupt, nach Mone wie nach Uhland, die ursprünglich dämonischen Gegner in christlicher Zeit zu bloßen bösen Menschen herabgedrückt. Das Wunderbare, das Mythisch-Symbolische, ist den Abenteuern Wolfdietrichs »vor denen der beiden anderen Helden eigentümlich, mit der persischen Sage aber gemeinsam«. In dieser bunt verworrenen Darstellung haben wir also die altertümlichste Sagenform zu sehen, und W. Grimm wie alle anderen, die in Wolfdietrich nur den verchristlichten Dietrich von Bern erblicken, unterschätzen diesen und sein sagenmäßiges Alter ganz gewaltig. Von dem Berner dagegen werden Kämpfe mit Ungeheuern nur als verlorene Fabeln aus seiner frühen Jugend berichtet. »Das Menschliche, das Episch-Charakteristische hat hier über das Wunderbare, Mythisch-Symbolische gesiegt.« Diese Anschauung bekrönt Uhland, indem er, stets im engsten Anschluß an denselben halbwissenschaftlichen Vorläufer, den mythischen Hintergrund der nunmehr historisch eingekleideten Gegner Dietrichs von Bern aufdeckt: Die bösen Diws haben auf älterer Stufe noch Drachengestalt, jetzt erscheinen sie als mächtige Könige. Genau wie Mone kommt er zu dem Resultat, daß der jetzige Ermanrich ursprünglich einmal ein böser Drache gewesen sein muß, als welcher er also mit Wolfdietrichs Hauptfeind identisch war. Der menschlich-epische böse König, der Erzfeind des Lichthelden, und der göttliche Vertreter des bösen Prinzips in der persischen Mythologie geben ihre ursprüngliche Identität auch durch Namensähnlichkeit zu erkennen: hier Ermanrich, dort Ahriman (S. 202; cf. Mone oben S. 26).

Uhlands Darlegungen weisen manche Punkte auf, bei denen man einigermaßen nachfühlen kann, daß die Analogie auf ihn eine bestechende Kraft ausübte, die Annahme eines Zufalls ausgeschlossen erscheinen ließ. Folgendes sind die prinzipiellen Einwände gegen sein Vergleichsverfahren,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem eben doch bei aller scheinbaren Genauigkeit etwas Unphilologisches anhaftet. Erstens stellt Uhland nirgends die Frage nach dem Werden der abenteuerlichen Berichte über Wolfdietrichs Fahrten. Er war auf Grund der damaligen Wolfdietrichforschung freilich noch nicht dazu imstande, die Entwicklungsreihe völlig zu übersehen; das Gedicht A kannte er in der Originalgestalt noch nicht. Aber die ihm vorliegenden Denkmäler zeigten doch schon zur Genüge, wie das Abenteuerliche von Fassung zu Fassung sich mehr vorgedrängt und schließlich den Charakter des Ganzen bestimmt hat, so deutlich es großenteils den Stempel junger Erfindung an sich trägt. Uhland hielt sich im wesentlichen an Kaspar von der Rhön, der altepisches Gut neben albernen spielmännischen Verdrehungen aufnimmt. Die Quellenkritik, in deren Fehlen H. Fischer den Hauptmangel der Odinabhandlung sieht, ist auch hier zu vermissen, was Uhlands Kardinalfehler darstellt. Zweitens trägt Uhland bei der Analyse der persischen Quellen in noch erhöhterem Maß als bei derjenigen der Wolfdietrichgedichte, wo er auch hätte kritischer verfahren können, seine Belege von den verschiedensten Stellen her zusammen. Nicht nur das Siebentagewerk Rusthms allein enthält die Analogien zu der wunderbaren Reise Wolfdietrichs, die ihm ebenfalls zu einer siebengliedrigen Kette wird, sondern er zieht auch abgelegene Abenteuer des *Schahnameh* bei, die völlig außerhalb dieses Rahmens stehen; so verwertet er vor allem auch die Berichte über den späteren Asfendiar, dessen Reise eine Kopie der Rusthmschen ist. Dabei ist er aber in der Anführung der Übereinstimmungen, wie sich zeigen läßt, nicht einmal ganz vollständig, was er doch sicherlich sein wollte, er übersieht z. B. daß die Pferdeprobe, die Wolfdietrich D VII, 156 von dem Helden berichtet wird, sich auch im *Heldenbuch von Iran* I, 146 als Krafterweis Rusthms erzählt findet. Und drittens läßt sich sagen, daß die Analogien großenteils in keiner Weise zugkräftig sind, weil sie Motive betreffen, die noch einer ganzen Reihe anderer Werke des Ma.s den Verdacht persischen Ursprungs zuziehen müßten. Das orientalische Kostüm, das doch der Hauptsache nach erst aus der Kreuzzugszeit stammt, machte auf ihn ohne Grund einen altehrwürdigen Eindruck. Wenn er sich verwundert und eine so weit hergeholte Erklärung dafür aussinnt, daß Löwen, Elefanten und Drachen in die Lombardei verpflanzt erscheinen, so durfte er nicht vergessen, daß der Löwe sogar nach dem NL im Odenwald anzutreffen war, daß der Elefant in der Thidrekssaga sein Wesen treibt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die orientalische Herkunft der Vorstellung des Drachens keineswegs feststeht.

In der literarischen Übersicht, die auch den Ausführungen über das Mythische folgt, überrascht noch weit mehr als an der früher zitierten Stelle Uhlands demonstrative Zustimmung zu W. Grimms wieder eingehend dargelegter Theorie. Freilich liegt in den »nur« und »aber«, die er nachfolgen läßt, eine direkte Negierung von dessen Standpunkt: »Ich bin mit dieser Ansicht im allgemeinen einverstanden. Nur glaube ich auch durch den jetzigen Zustand der Gedichte hindurch den odinischen sowohl wie den gotischen Volksglauben noch als ein zusammenhängendes Ganzes im Hintergrund der epischen Gedichte nachweisen zu können.« Wie wenig würde aber eine solche, an junge und abenteuerliche Züge der Sage anknüpfende mythologische Interpretation W. Grimm und den Anforderungen seines Schlußwortes (s. S. 399) entsprochen haben! — Mones Bedeutung bleibt nach Uhlands bibliographischen Zusammenstellungen im dunkeln.

Wie sich Uhland selbst nicht mehr seiner ursprünglichen Stellungnahme zu den einzelnen Vorgängern und Gewährsmännern bewußt sein mochte, so ist es auch für uns schwer, diese genau festzulegen. Uhland ist scheinbar Eklektiker, wenn er die Grimmsche Anschauung von dem poetischen Ursprung der Sage zu der seinen macht, wenn er in Übereinstimmung mit Lachmann Wilhelms Geschichtsauffassung modifiziert, mit Müller u. a. die Ursprünglichkeit Odins in der Nibelungensage verficht und mit v. d. Hagen, Lachmann und der Mehrzahl der damaligen Forscher dem Mythus eine greifbare und zentrale Funktion im Gefüge der Sage einräumt. Unbezweifelt folgt er Görres, um im Osten jener alten Ader nachzuschürfen, kehrt nach dessen Vorbild bei den Persern ein und belegt mit Mone das Auftreten der Elemente persischer Lichtreligion in der gotischen Mythologie.

In Wahrheit hat er aber sein System keinenfalls so mosaikartig aneinandergefügt. Das wäre denkbar, wenn er sein erstes Kolleg lediglich aus der ihm vorliegenden Literatur eilig hätte zusammenstellen müssen: Wir wissen im Gegenteil, daß er vom Katheder herab die Resultate jahrelangen eigenen Nachdenkens dargeboten hat. Wohl prüfte er alles und behielt das Beste, oder was er dafür ansah; aber eben die Tatsache, daß er so grundverschiedene Gewährsmänner wie W. Grimm und Mone nebeneinander benutzen und doch ein einheitliches System zu bieten vermochte, beweist, daß er alles auf das gründlichste in sich verarbeitet hatte. Ohne

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die ständige zustimmende Zitierung der *Deutschen Heldensage*, für die er in selbstlosem Eifer Propaganda zu machen sucht, würde sich uns seine Verwandtschaft mit W. Grimm keineswegs so stark aufdrängen, wie jetzt der Fall ist, und daß er in der lebhaften Betonung der Bedeutsamkeit geschichtlicher Namenskomplexe mit Lachmann ging, wußte er 1830 wahrscheinlich selbst gar nicht; ebensowenig, wie er sich die doch so klaren Einflüsse Görres' und Mones gegenwärtig hielt. Er hatte sich von den Gedanken all dieser Forscher schon vor Jahren durchdringen lassen und brauchte so keine unmittelbaren literarischen Entlehnungen mehr aus ihnen vorzunehmen.

Ob er dies sein Lehrgebäude mit der gleichen zuversichtlichen Sicherheit aufgeführt hätte, wenn es für den Druck bestimmt gewesen wäre, muß freilich dahinstehen. Daß es bei ihm selbst fest begründet dastand, beweist u. a. die Tatsache, daß er seine prinzipielle Scheidung der beiden Sagenkreise auch auf das ethische Gebiet überträgt. Nur für die Gedichte gotischer Herkunft möchte er seinen früheren Satz gelten lassen, daß die Treue den sittlichen Grundton der altgermanischen Poesie abgebe: Wolfdietrich, Dietrich und Rother handeln unbedingt nach ihrem Gebot. Im Nibelungenlied dagegen ist eine gewisse Zwiespältigkeit bei allen, auch den an sich sympathischsten Charakteren wahrzunehmen. Nicht nur Hagen und Krimhild sind treulos — wenngleich aus Treue —, sondern auch auf Siegfrieds Lichtgestalt fallen infolge seines Verhaltens gegenüber Brünhild und dem nibelungischen Brüderpaar bedenkliche Schatten. Hier spricht der Dichter des Nibelungenentwurfes von 1817.

Es wäre eine Aufgabe für sich, festzustellen, wie und warum Uhland an seinen Kollegien weitergefeilt, hier einen Gedanken greifbarer, dort einen anderen vorsichtiger formuliert, sich an der einen Stelle knapper, an der anderen eingehender gefaßt hat. Das zeigt sich vor allem bei einem Vergleich der 1831/32 gelesenen *Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker* mit dem älteren Kolleg. Seine in diesem vorgeführten Ideen über die HS kehren in der zweiten Vorlesung wieder, ohne eine grundsätzliche Änderung erfahren zu haben. Dennoch läßt sich der Gestalt, in der sie nunmehr auftritt, Lehrreiches über Uhlands Fortentwickelung entnehmen. Es ist nirgends die Tendenz zu einem Einreißen des älteren Lehrgebäudes zu bemerken, das sich also auch einer erneuten Prüfung als wohlfundiert erwies, sondern es wird in dem früheren Sinne weiter ausgebaut.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In einigen Punkten läßt sich eine gewisse Weiterentwickelung seiner Gedankengänge zeigen, er nähert sich gelegentlich Lachmann und W. Grimm, um hinwiederum namentlich von des ersteren Hauptheorie, die ihm ja erst jetzt, 1832, bekannt geworden ist, weit abzurücken.

Deutlicher als bisher sucht er das Wesen der HS in formelhafter Definition darzulegen. Er scheidet (VII, 524) zwei Richtungen, deren eine die HS für eine menschlich umgewandelte Göttersage ansehe, während sie nach der anderen im wesentlichen menschliche Verhältnisse darstelle, wenngleich im Zusammenhang mit göttlichem und übernatürlichem. Seiner vermittelnden Theorie ist die HS ein ergänzender Teil des mythischen Weltsystems (S. 86): »In der HS werden wir die Einwirkungen der Götter und diese selbst in das irdische Menschenleben herabsteigen sehen«. Eine weitere Klärung seiner Anschauungen stellt es dar, wenn er die Gültigkeit dieses Satzes nunmehr fast ganz auf die nordische Gestalt der HS einschränkt: »Der HS der deutschen Völker war es nach der Bekehrung der letzteren zum Christentume nicht mehr möglich, mit der alten heidnischen Göttersage auf ähnliche Weise, wie es im später bekehrten skandinavischen Norden geschehen konnte, fortwährend ein Weltganzes auszumachen und so in schriftlicher Auffassung bis auf unsere Zeit durchzudringen« (S. 515 f.). Ein wesentlicher Unterschied zwischen nordischer und deutscher Sagenentwickelung ergibt sich ihm daraus: »Sie (die HS) löste sich von der Götterwelt ab, strebte jedoch nur um so emsiger dahin, die einzelnen heroischen Sagen und die besonderen Sagenkreise der verschiedenen deutschen Volksstämme zu einem immer größeren epischen Ganzen zu sammeln und zu verschmelzen, während umgekehrt im Norden die Sagen und Sagenkreise unter sich weit mehr vereinzelt blieben und nur im Zusammenhang mit der Göttersage ihre gemeinsame Bindung fanden.« Es ist eine feine und zutreffende Bemerkung, daß die genealogisch fortschreitende Verknüpfung des Nordens eine viel äußerlichere Verbindung ergebe als die in die Breite gehende, höchstens Seitenverwandtschaft annehmende des deutschen Epos.

An dem romantischen Begriff des epischen Zyklus wird also hier energisch Kritik geübt. Offenbar erscheint Uhland die Ursprünglichkeit des Zusammenhangs der verschiedenen deutschen Sagenkreise immer fraglicher. Die Swanhildsage von der Nibelungensage abzutrennen, dazu hilft noch eine persische Analogie, von allen wohl die schwächste. Uhlands

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kritik macht aber auch nicht mehr vor dem inneren Gefüge der Nibelungen halt: Ohne Zeichen der Zustimmung wird freilich (VII, 522) W. Grimms Vermutung über die Existenz eines vorhistorischen Atli wiederholt, aber in die Trennung eines historischen und mythischen Gunther scheint er jetzt zu willigen, ja er hilft S. 523 Lachmanns an diesem Punkt besonders stützungsbedürftigen Argumentationen auf, indem er Belege für die mythische Funktion des Namens Gunther beizubringen sucht.

Die neue Fassung der Vorlesung strebt also, wie sich aus diesem Beispiel ergibt, vor allem eine schärfere Scheidung der ursprünglich vereinzelten und später erst kombinierten Sagenbestandteile an. Die Neigung, das historische Element als etwas sekundär Eingedrungenes anzusehen, nimmt sichtlich zu, Uhland nähert sich also einerseits dem Lachmannschen Dualismus, anderseits der W. Grimmschen niedrigen Einschätzung der Geschichte.

Anderwärts indes rückt er von dem Verfasser der *Deutschen Heldensage* ab: Uhland wird jetzt mehr und mehr von der Originalbedeutung seiner mythischen Theorie durchdrungen. Jetzt kann er nicht mehr erklären, mit W. Grimms Ansichten »im wesentlichen einverstanden zu sein«, sondern er spricht offen aus, dieser scheine ihm die größeren Zusammenhänge zu wenig zu beachten und sich zu sehr auf die Behandlungen der einzelnen Erscheinungen des Wunderbaren zu beschränken. Die Frage, ob in der HS tatsächlich ein großer mythischer Zusammenhang durchschimmert, hat für ihn jetzt folgenden Sinn gewonnen: ». . . ob in dem ganzen Sagenzyklus die Spuren mythischer, Göttliches und Menschlisches vereinigender Weltanschauung nachgewiesen werden könne« (VII, 518). Dies Problem hat er bereits in vollkommen bejahendem Sinn erörtert.

Zwei Argumente sind es hauptsächlich, aus denen für ihn nunmehr mit Sicherheit hervorgeht, daß der »odinische Mythus« der nordischen wie der deutschen Nibelungensage nicht äußerlich angehängt worden, sondern mit ihrer innersten Bedeutung verknüpft ist. Erstens kann er sich von dem Eindruck nicht freimachen, daß die Horterzählung der Wölsungensage das unverkennbare Gepräge mythischen Ursprungs trägt. Der Anfang des Gedichtes *Reginsmal* nimmt sich ja in der Tat aus wie ein trümmerhaft erhaltenes Götterlied, und Uhland sucht gegen W. Grimm festzustellen, daß die Götter hier keineswegs eine unwürdigere Rolle spielen als sonstwo. Die alte, schon von Hagen vertretene Ansicht, daß die so verhängnisvoll zentrale Stellung des Hortes

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Sage nur dann denkbar sei, wenn tatsächlich göttliche Bestimmung in den Schicksalen und Wirkungen dieses Schatzes zum Ausdruck gelangt, kommt bei Uhland wieder zu Ehren: So weithin reichender Segen oder Fluch wie der dieses Goldes muß ursprünglich religiös begründet gewesen sein (cf. S. 530). Zweitens sträubt sich Uhland dagegen, der Walküre Brünhild »den Panzer vom Leib zu schneiden«. Wenn nicht aller Sinn und Zusammenhang der nordischen Fabel sich auflösen soll, so kann sie kein irdisches Heldenweib, muß sie eine Walküre sein. Der Glaube an diese halbgöttlichen Frauen ist aber nur im Zusammenhang der odinischen Religion möglich gewesen. Die Züge der Odinstochter, die fremd und übermenschlich in irdische Verhältnisse hereinragt, trägt Brünhild auch noch im Deutschen, wo lediglich solche dunkeln Reste noch an die einstige zentrale Bedeutung des Mythischen gemahnen.

Ausführlicher als früher gedenkt Uhland 1832 der Hegelingensage, wohl vor allem, weil sie ihm als besonders charakteristisches Beispiel für die Sagen des odinischen Kreises erscheinen mochte: Aufs deutlichste tritt ja hier Odin als Kampfreizer hervor, der tote Helden zu sich sammeln möchte. Auch hier ist eine Walküre, Hild, das Werkzeug, dessen er sich hauptsächlich bedient. — Die Behandlung der Amelungensage weist in der neuen Redaktion der Vorlesung die wenigsten Änderungen auf. Die Zahl der zwischen persischer und deutscher HS festgestellten Ähnlichkeiten ist noch angeschwollen; daß die Hypothese dadurch an Wahrscheinlichkeit gewonnen habe, werden wir nicht sagen. Es ist nun hier allerdings auch der Frage Beachtung geschenkt, ob nicht vielleicht in früher Zeit aus dem Orient westwärts verpflanzte Gedichte den Verfassern von Heldensagenliedern als literarische Quellen vorgelegen haben mögen. Aber als triftigen Einwand gegen seine Theorie einer greifbaren Urverwandtschaft erkennt Uhland diese Erwägung nicht an. Wenn also W. Scherer späterhin (Kl. Schr. I, 693) durch die Anführung dieser Möglichkeit allein schon Uhlands Persertheorie widerlegen zu können meinte, so wäre dieser selbst in Wahrheit von einer solchen Argumentation keineswegs überrascht worden.

Sie hatte tief in ihm Wurzel gefaßt, diese romantische Lieblingsidee, sie war keine Grille und kein flüchtiger geistreicher Einfall, sondern bildet neben der neuen Antwort auf die alte Frage nach dem Verhältnis von Götter- und Menschensage im odinischen Bereich den originellsten und individuellsten Bestandteil der schön ersonnenen, aber z. T. schwach gestützten Sagen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

theorie, die vor wenigen Berufenen und noch weniger Auserwählten vorgetragen wurde, statt zur allgemeinen Diskussion der gelehrten Zunftgenossen gestellt zu werden. Zweifellos hätte Uhland selbst aus einer solchen Gewinn gezogen. So aber schritt er, wie er sich vorher schon in der Sagenbetrachtung in manchem abseits der Heerstraße gestellt hatte, ohne merkbare weitere Beeinflussung von außen seinen Weg fort. Freilich wird es von nun an immer schwieriger, seinen Spuren zu folgen.

III.

Durch die völlige Ausarbeitung und den zweimaligen Vortrag seiner HS-Theorie scheint sich Uhland in dieser allmählich so gefestigt gefühlt zu haben, daß er dem Plan der Veröffentlichung des von der Vulgatmeinung hauptsächlich abweichenden Teiles seines Systems nahetreten konnte. Der Gedanke an eine umfassenden Behandlung der ganzen Heldensage in Buchform war seit 1829 beiseitegelegt. Dennoch zeigt sich Uhlands Bestreben fortwährend auf Ergänzung, Erweiterung und Berichtigung des grundlegenden Grimmschen Werkes bedacht. So baut er bereits im März 30 (Br. II, 325) in einem Brief an Lassberg seine Theorie über den Verfasser des Eckenliedes vor uns auf, die er dann am 13. II. 31 zu ergänzen sucht durch Aneinanderreihung aller erreichbaren Daten über die zertrümmerte Rudliebsage. Das Gebiet aber, auf dem er sich am meisten zu Hause fühlt und am meisten Eigenes bieten zu können meint, ist die Wolfdietrichsage. Als einen seiner nächsten literarischen Pläne bezeichnet er 1830 Bergmann gegenüber (Br. III, 474) die Darlegung seiner Gedanken über diesen ältesten Kern der gotischen Sage, von dem aus »sich die merkwürdigsten Verbindungen im Gebiet der allgemeinen Sagengeschichte anstellen« ließen. Aber wo es sich nun um ein literarisches Hervortreten handelt, genügte ihm die für die Vorlesungszwecke beschränkte Quellenkunde nicht mehr. Er vermißte vor allem die Kenntnis des Gedichtes Wolfdietrich A, das mit anderen Schätzen der Ambraser Hs. in Wien schlummerte. Bis ihm durch Bergmanns und anderer Bemühungen eine vollständige Abschrift zuteil wurde, dauerte es aber sehr lange, und als sie ihm endlich vorlag, war er bereits allzusehr in »Sagenforschungen« anderer Art, nämlich in seine Thor- und Odinstudien versenkt. Zwar überrascht uns in einem Brief an Wolf aus dem Jahre 37 (Br. III, 80) die Nachricht, daß er »bald ernstlich an die deutsche Helden-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sage zu gehen gedenke«, was der Adressat mit Jubel aufnimmt. Dem Wolfdietrich soll dabei in erster Linie Aufmerksamkeit zugewandt werden. Das deckt sich mit der Verheißung im *Mythus von Thor* VI, 122, er wolle über den Sohn-Vater-Kampf und seine internationale Verbreitung ausführlich handeln. Indes als die unerfüllte conditio sine qua non für die Einhaltung dieses Versprechens erscheint die vorherige Vollendung des zweiten Heftes der nordischen Götterstudien, also des *Odin*, nach dem die Freunde noch zwanzig Jahre später vergebens anklopften.

Das Wolfdietrichmaterial ruhte indes, durch neue wichtige Sammlungen vermehrt, in UHLANDS Pult, und seine Anschauungen über die grundlegende Wichtigkeit der Beziehungen dieser Gedichte zur persischen Sage scheinen durch den Einblick in die älteste Quelle, die Vorlage des Kasparschen Gefabels, nicht erschüttert worden zu sein. Man wird doch wohl annehmen dürfen, daß UHLAND auf der Frankfurter Germanistenversammlung 1846 von seinem Besten zu geben, den Fachgenossen die reifsten Früchte seiner im ganzen so still verborgenen wissenschaftlichen Tätigkeit vorzulegen trachtete. Nach J. GRIMMS Bericht hat er damals gesprochen »über das Spielmannsepos, dabei auf die Wolfdietrichsage eingehend und deren offensichtliche Einstimmung zum persischen Schahnameh« (J. GRIMM, Kl. Schr. VII, 580). Erschienen ihm die Motive, auf die sich diese Berührung erstreckt, nunmehr als bloßer spielmännischer Aufputz, weil er sie in solchem Zusammenhange abhandelte? Schwerlich! Auch damals werden sie in seinen Augen immer noch die weite Perspektive auf den Orient als die Heimat aller mythischen Bestandteile der gotischen Sage eröffnet haben.

Und ein letztes Mal, drei Jahre später, scheint die alte Freude an dem Stoff aufgeflackert zu sein. Auf eine Anfrage MÜLLENHOFFS hin (Br. III, 434) findet er, wie schon bisher immer (an BERGMANN 27. IX. 30, an ÖCHSLE 14. VI. 34), besonders warme Worte zum Lob der Wolfdietrichgedichte, und, wie 19 Jahre früher, so bekommt W. GRIMM auch jetzt den Vorwurf zu hören, daß er die Bedeutung dieser Denkmale stark unterschätzt habe. Mit der Mitteilung seiner eigenen Wolfdietrichsammlungen — zu der Abschrift aus der Ambraser Hs. war u. a. noch die einer Frankfurter Hs. des Gedichtes D gekommen, die UHLAND an Ort und Stelle selbst genommen oder nachverglichen haben muß — ist der sonst so unermüdlich Gefällige nicht unmittelbar bei der Hand, weil er sich, wie er später begründet, selbst eine Zeitlang wieder mit einer Arbeit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

getragen hat, bei der ihm die Kollektaneen zum Wolfdietrich unentbehrlich gewesen wären (Br. III, 436). Indes war schon, als er dieses Planes zum ersten und einzigen Male brieflich gedachte, die Volksliederarbeit wieder in den Vordergrund seines Interesses getreten, und die so lange erwogene Darstellung des persisch-gotischen Mythensystems unterblieb endgültig.

Nur an ihren Früchten hätte die Öffentlichkeit die Uhlandsche Theorie erkennen können, oder vielmehr an einer Frucht, die sie getrieben hat; diese ist aber höchst unerfreulich, und so konnte es für den wissenschaftlichen Ruf Uhlands nur heilsam sein, daß wahrscheinlich keiner der damaligen Leser sich des Zusammenhangs dieses Ablegers mit seiner Hypothese bewußt geworden ist.

Jener von Fouqué protegierte Herausgeber des *Glückhaften Schiffes*, Halling, hat zwar, wie bekannt, nicht zu Uhlands akademischen Schülern gehört, aber es ist hinlänglich bezeugt, daß der gütige Meister den nicht unbegabten, aber wissenschaftlich gänzlich undisziplinierten Lehrling getreulich an dem Werdegang seiner historisch-kritischen Ideen hat teilnehmen lassen. Es erscheint nach dem oben Gesagten ausgeschlossen, daß Uhland erst durch Halling zum Studium des *Schahnameh* veranlaßt worden ist; und daß beide ganz unabhängig voneinander auf den Gedanken gekommen sein sollten, deutsche und persische Sagenbildung einem genauen Vergleich zu unterziehen, wird niemand glauben. Wenn Halling also in seiner *Geschichte der Skythen* 1835 die engsten Beziehungen zwischen den Nibelungen und der Geschichte Asfendiars feststellen zu können meint, so verfolgt er damit zweifelsohne eine Spur selbständig weiter, auf die er von Uhland zehn Jahre früher gebracht worden ist. Auch ein gleichzeitiger Brief an Uhland (Br. III, 48), in dem er zu erhärten sucht, daß »viele Berührungen altpersischer und altdeutscher Sagen ans Wunderbare gehen«, bringt diese Beobachtungen in einer Form zur Sprache, die darauf schließen läßt, daß er hier nur neue Beispiele für ein dem Adressaten längst bekanntes Phänomen zusammenträgt. Neben seiner vergleichenden Methode erscheinen nun freilich Uhlands sagengeschichtliche und etymologische Hypothesen über die Maßen harmlos und zahm. Hallings Scharfsinn hat sich auch ganz andere Objekte ausgesucht und höhere Ziele gesteckt als sein Meister: Mit Argumenten, die hier wahrlich nicht wiederholt zu werden brauchen, sucht er zu zeigen, daß »die Sigurdsage des Heldenbuchs und der Nibelungen fast buchstäblich in der persischen von Asfendiar wiederkehrt«. Lautet doch der Name Asfendiar anagrammatisch schon vielbedeutend Sea-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fridan! (S. 355 ff.) Im *Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit* V, 54 baut er den Vergleich noch weiter aus, wobei auch, wissenschaftlich aufgeputzt, die MONE-UHLANDsche Gleichsetzung des gotischen Ermanarich mit dem Gotte Ahrmâ, dem späteren bösen Prinzip der persischen Mythologie, nicht fehlen darf. Das ward selbst MONE, dem Hg. der Zeitschrift, zu bunt, und er warnt anhangsweise davor, persische Götter- und deutsche Heldensage eingehend zu vergleichen, ehe das Verhältnis zwischen deutscher Mythologie und HS endgültig feststehe.

Dieser letzteren Aufklärungsarbeit nun wollte UHLAND nach Abschluß der akademischen Lehrtätigkeit seine Hauptkräfte zunächst widmen. Aber für solch prinzipielle Erörterungen bot ihm natürlich die erfabelte gotische Mythologie nicht den genügenden Anhalt, er mußte vom odinischen Kreis ausgehen, um in langsamem Vorschreiten seine Gedanken sich selbst und anderen klarzulegen. Die beiden großen mythologischen Studien jener Zeit sind Bruchstücke einer weitumfassenden Arbeit, deren Ziel die Darstellung der germanischen Sage im größten Stil und ausgedehntesten Sinn sein sollte. In dem schon zitierten Brief an WOLF hat UHLAND ausdrücklich den *Mythus von Thor* wie den im Werden begriffenen *Mythus von Odin* als notwendige Vorstudien zu seinen Heldensagenarbeiten erklärt. Wie er im einzelnen auf ihnen weiterbauen wollte, läßt sich nicht ermessen. Nur ist zu bemerken, daß er die Untrennbarkeit der beiden Sagensphären bei jeder Gelegenheit eindringlich hervorzuheben sucht.

In dem allein vollendeten ersten Heft der geplanten Reihe der *Sagenforschungen* gibt er, nachdem die reinen Götterfabeln von Thor abgehandelt sind, eine kurze Überleitung zu den menschlichen Geschichten, in denen der Gott eine Rolle spielt. Dem Kenner seiner Vorlesungen sagt diese prinzipielle Auseinandersetzung nichts wesentlich Neues, sie war aber das erste öffentliche Glaubensbekenntnis UHLANDS über die nahe Zusammengehörigkeit und gegenseitige Ergänzung von Götter- und Heldensage (VI, 99). »Ist die Sagendichtung eines Volkes zu allseitiger Ausbildung durchgedrungen, so umschließt sie mit den göttlichen Dingen auch die menschlichen, und an die Göttersage reiht sich eine ihr nach Geist und Form entsprechende Heldensage. Die Helden sind Träger der Vorstellungen, die das Volk, welches sie feiert, sich von der Bestimmung und dem Schicksal der Menschheit gebildet hat; in ihren Charakteren, Taten und Geschicken beleben sich die bei ihm herrschenden Gedanken über das Edle und Tüchtige in der menschlichen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Natur und dessen Gegensätze, über die Höhen, die sie ankämpfend erstreben soll, und die Schranken, die ihrem Übermute gesetzt sind... Die Heldensage ist das Gebiet für den irdischen Helden, wo er selbst in den Vordergrund tritt, wenn auch abhängig von den waltenden Göttern, und eben das vollziehend und erlebend, wozu er von ihnen berufen ist. In den Kreisen der Heldensage werden die göttlichen Vorbestimmungen erfüllt, die einstigen höheren Geschicke vorbereitet.«

Die Weltanschauung, der Glaube an die allmächtige Lenkung der Welt durch die Götter ist also auch hier das ausschlaggebende Moment für eine mythische Betrachtung der HS. Ausdrücklich wird wiederum die Verwandlung von Göttern in Menschen, wie sie sich etwa bei Saxo findet, als später unorganischer Prozeß verworfen. Das früher angenommene monotheistische System, die Alleinherrschaft Odins, scheint allerdings ins Wanken geraten zu sein: Wird doch gleich darauf Thor als Herr und Lenker von Helden nachgewiesen. Es müßte jetzt also ganz allgemein der asische, nicht mehr der odinische Mythenkreis zu dem gotischen in Gegensatz treten.

Daß Uhland Ende der dreißiger Jahre im Prinzip an dieser letzteren Zweiteilung noch durchaus festhielt, wird durch einen Vortrag über den entrückten Kaiser Friedrich bewiesen, den er am 21. August 1839 gehalten hat und dessen Skizze VIII, 577 gegeben ist. Er trennt eingangs zwei Sagenkreise, den fränkisch-niederdeutschen und den gotisch-oberdeutschen. »Der Sache nach hat jener Kreis, der sich dem skandinavischen Norden anschließt, seine Grundlage in den Mythen und Sagen, die schon im altseßhaften Germanien heimisch waren, dieser hingegen ist in seinem Hauptbestande durch die Völkerwanderung eingebracht. Held des ersteren ist Siegfried, des letzteren Dietrich.« Es wäre übereilt, wollte man aus diesen Worten schließen, daß Uhland nunmehr die orientalisch anmutenden Bestandteile der Gedichte des gotischen Kreises als Import der Völkerwanderungszeit ansehe: er will offenbar nur scharf scheiden zwischen der durchaus unhistorischen, ganz aus altheimischen undatierbaren Volksvorstellungen entwachsenen Siegfried- und der historisch genau zu fixierenden Dietrichsage. Das *Heldenbuch von Iran* ist ihm immer noch eine schätzbare Quelle, aus der er hier die internationale Verbreitung der Sage von Entrückung und Wiederkehr berühmter Helden zu belegen weiß. Auch Siegfried und Dietrich erscheinen ihm in diesem Sinn als Vorläufer des sagenhaft fortexistierenden Kaisers Friedrich. Bei Dietrich von Bern, über dessen geheimnisvolles Verschwinden viele Quellen, volks-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mäßige und geistliche, zu berichten wissen, mag dies einleuchtend erscheinen, weniger aber bei Siegfried. Es läßt sich feststellen, daß auch hier ein alter Wegweiser die Schritte des Sagenforschers gelenkt hat. Natürlich ist es kein anderer als MONE, bei dem bereit sein Zusammenhang zwischen Siegfried und dem entrückten Kaiser hergestellt ist, der sich dem unbefangenen Beobachter keineswegs zwingend aufdrängt. MONE sieht in der Volksüberlieferung vom Kaiser Friedrich »Baldurs und Siegfrieds Sage verkleinert in eine Volkssage« (*Gesch. d. Heidentums* II, 214). Daß Balder einst wiederkommen soll, ist aus der *Völuspá* zu belegen. Schwerer ist der Beweis für die sagenhafte Fortexistenz Siegfrieds und seine einstige Wiederkunft zu führen, namentlich wenn man, wie UHLAND, nicht an die ursprüngliche Identität von Gott und Held glaubt. Wie öfter, so übernimmt UHLAND auch hier den MONEschen Satz erst, nachdem er ihn vor sich selber durch bessere Beweise gestützt hat. Sein Gewährsmann hat sich in dem vorliegenden Fall die Sache insoferne sehr leicht gemacht, als er zur Bestätigung seiner Anschauung, daß Siegfried lange nach seinem Tod einmal wiederkehren werde, auf die Äußerung des Sterbenden verweist (v. d. HAGEN NL 4003)

Min müezen warten lange min vater und mine man.

UHLAND verstand denn doch etwas zu gut mhd., als daß er sich dieses Argument hätte zu eigen machen können! Er beruft sich auf ein Eddalied, nach welchem Siegfried seiner Gattin versprochen haben soll, sie nach dem Tod aus der Unterwelt zu besuchen (*Gudrunarhvöt* 20), und auf die Tradition von den Helden auf Geroldseck.

Man sieht: Siegfried hat jetzt für ihn eine viel größere Bedeutung gewonnen als ehemals. In den Vorlesungen möchte die relative Vernachlässigung des strahlendsten deutschen Helden auffallen, mit der, wie erinnerlich, auch eine gewisse sittliche Bemäkelung Hand in Hand ging. Siegfried ist ihm dort nur einer von vielen, nämlich von den zahlreichen Odinshelden, die entsprechend dem Ratschluß des Gottes auf der Erde große Taten wirken, um dann, wenn ihre Zeit erfüllt ist, zu den Einherjern abberufen zu werden. In dem Vortrag von 1839 erscheint Siegfried zum erstenmal bestimmt als Mittelpunkt und Hauptperson des ganzen fränkisch-niederdeutschen, d. h. also odinischen Sagenkreises. Die frühere Geringschätzung soll nunmehr offenbar gutgemacht werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Tat grübelte Uhland in jenen Jahren über eine tiefergreifende Ausdeutung der Siegfriedsage, die er nun mythisch zu enträtseln suchte. Wir sind darüber zunächst nur durch ein Schreiben an Wilhelm Müller unterrichtet, der ja ähnlichen Zielen zustrebte, aber gänzlich abweichende Wege beschritt. Die von diesem Forscher gelieferte Erklärung der Siegfriedsage als eines Naturmythus hat Uhland nach seinem Brief vom 26. II. 1842 (Br. III, 192) »für eine andere Auffassung voreingenommen gefunden: Nach dieser ist mir Siegfried nicht ein Gott, sondern ein allerdings mythischer Typus des Heldenlebens, dessen Blüte und Untergang in seiner Sage dargelegt ist«.

Hier zieht Uhland die praktische Folgerung aus seiner im *Mythus von Thor* a. a. O. zuerst formulierten Theorie. »Die Helden sind Träger der Vorstellungen, die das Volk, welches sie feiert, sich von der Bestimmung und dem Schicksal der Menschheit gebildet hat«, so hat es dort geheißen. Wenn die Sage auch unter diesen Umständen noch als »Mythus« bezeichnet wird, so zeigt Uhland, daß er sich in seinem Sprachgebrauch ebenfalls die romantische Wandelbarkeit dieses Begriffes zunutze gemacht hat. Der Lebenslauf Siegfrieds ist mythisch, d. h. er hat nicht mehr individuelle, sondern typische symbolische Bedeutung. Der Held stellt eine verkörperte Idee dar, freilich ist er weder der junge Tag noch die heitere Jahreszeit, sein Mythus ist also nicht wie der des Gottes Thor physikalisch auszudeuten, sondern in jenem anderen Sinn, den Uhland selbst an der ersten Stelle, wo er eine derartige Erklärung anwenden zu müssen glaubt, in Ermangelung eines besseren Ausdrucks als »nichtphysisch« bezeichnet (VI, 94). Der betreffende Passus im *Mythus von Thor* ist sehr charakteristisch für die von ihm angenommene Doppelmöglichkeit der Erklärung. Er äußert da, für die Beziehungen des kühnen Gottes Týr zu dem Eisriesen Hýmir, dessen weißbrauige *frilla* bekanntlich Týs Mutter ist, lasse sich eine physikalische Erklärung nicht finden; so könne also die Verwandtschaft Týs im äußersten Jötunheim vielleicht den Sinn haben, »daß der Kühne im Lande der Schrecken und Fährlichkeiten heimisch sei«.

Im *Mythus von Thor* wird weiterhin ein Ausschnitt aus der nordischen HS in dieser Weise interpretiert (VI, 117—120), der Saxos VII. Buch entnommen ist. In dem Widerstreit zwischen Gunnar und Borkar, die sich nacheinander der Königstochter Drott bemächtigen, sieht Uhland eine Verkörperung der verderblichen Kriegswut einerseits, des »Anbaus und der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entwilderung« anderseits (Borkar = der Rindenschäler), die nacheinander ein Volk (Drott) beherrschen; also einen Sieg der Kultur über die Wildheit. Dem sie bewältigenden Gunnar gebiert Drott den Hildigeir (Kampfspeer), in dem das blutige Toben seinen Gipfel erreicht, während ihr Sohn von Borkar Halfdan ist, der sich durch seine Beziehungen zu Thor als ackerbaufreundlicher Volksherrscher dartut. Drotts Vater ist Rögnvald gewesen, der Ratwaltende. Mit dem Einbruch der rohen Gewalt (Gunnar) dahinsinkend, »scheint er die Herrschaft des weisen, bedachtsameren Sinnes zu bezeichnen«. Halfdan bedient sich zweier Schwerter, die Rögnvald hinterlassen hat und mit denen das Reich des besseren Rats wiederhergestellt werden kann: das sind dem sonstigen Wesen Halfdans gemäß offenbar Werkzeuge des Anbaus, etwa Holzaxt und Pflugschar.

Stofflich der Siegfriedsage noch näher liegt der Mythus von Iring, dessen Ausdeutung Uhland mit der für seine Alterswerke charakteristischen Weitschweifigkeit in der *Schwäbischen Sagenkunde* versucht (VIII, 223—246). Es ist Widukinds Verdienst, den Mythus richtig herausgefühlt und in kräftigen Zügen gewahrt zu haben. In der Erklärung des Namens Iring geht Uhland mit J. Grimm: Er steht für einen ursprünglicheren Eburing. Wie der Wolf, so ist ihm der Eber die Verkörperung des Geächteten, doch zu gleicher Zeit auch, wie ja vor allem aus mhd. Sprachgebrauch zu belegen, ein Sinnbild der Kühnheit und Streitbarkeit, wenn er verfolgt wird. In dem Helden Iring ist der Ebergang zum Wald, das Bild des landflüchtigen Recken also, persönlich geworden. Den Iringsweg, d. h. also den Weg des Ebers und seiner Nachkommen gehen, muß bedeutet haben: in der Verbannung leben, ein Recke in ursprünglichstem Sinne sein. Auf Grund dieses Ausdrucks hätte sich nach Uhland die Volksphantasie einen Helden Iring gebildet, der mit tatsächlich in der Verbannung lebenden historischen Helden, Irnfrit und Hawart, in Verbindung gebracht worden wäre. Die Gewalttätigkeit des Eberrecken ist ein feststehender Zug, sie wurde daher auch als Grund für seine Verbannung angenommen: er habe, so fabelte man, um Namen und Begriff episch zu motivieren, seinen König erschlagen und »in überladener Weise den Frankenkönig dazu«. Die HS-Quellen erklären sich seine Landflucht anders: aber auch ihnen steht der Typus des fliehenden Helden, der sich mit dem Schwert überall Bahn zu brechen weiß, durchaus fest.

Das war es, was man bisher an veröffentlichten Proben der neuen Uhlandschen Methode besaß: zu wenig, um sich ein Bild von der Anfang

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der 40er Jahre Platz greifenden neuen Auffassung der Siegfriedssage zu machen, zu viel, um dieser ein starkes Vertrauen entgegenzubringen und zu beklagen, daß es zu ihrem Ausbau nicht gekommen ist.

Dennoch wird es keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn in dem Streben nach klarer und vollständiger Erkenntnis von Uhlands Heldensagenforschungen neben den gedruckten Quellen hier zum erstenmal die noch ungehobenen Schätze des Marbacher Schillerarchivs beigezogen werden.

Wieweit sind es wirklich Schätze, die dort noch verborgen sind, so wird man zunächst fragen, und wenn sie es sind, warum haben die drei Hg. der wissenschaftlichen Schriften sie dem Druck entzogen? Auf diese Frage ist zunächst zu antworten, daß in dem ursprünglichen Programm Pfeiffers und seiner Genossen sicherlich auch der fragmentarischen Ausführungen über die HS aus den 40/50er Jahren gedacht gewesen ist (cf. I, S. VIII) und nur Platzmangel sie von der ohnehin stark angeschwollenen Bändereihe auszuschließen zwang. Jene Frage, die nach dem absoluten Werte des Geleisteten, ist verschieden zu beantworten: neben ermüdend weitschweifigen, in der Art der *Schwäbischen Sagenkunde* fast geistreichelnd kombinationssüchtigen Partien stehen schlagende Scharfsinnsproben, tiefgreifende Ideen, poesiedurchtränkte Betrachtungen. Uhland ist Zeit seines Lebens vor allem ein Meister der wissenschaftlichen Einleitungen gewesen; deren findet sich denn auch im Nachlaß eine ganze Zahl. Ob nun jeweils des Verfassers Freude am Gestalten so schnell nachgelassen oder ein Gefühl mangelnder Sicherheit die werdenden Ansätze im Keim erstickt hat, das läßt sich schwer entscheiden. Es wäre wohl der Mühe wert, wenn die Hüter des Hortes aus diesem noch mancherlei der Öffentlichkeit zur Schau stellten: Abgerundetes könnte es freilich nicht sein, in einem einzigen Falle nur äußerlich Abgeschlossenes. Für unsere Zwecke hier genügt ein inhaltliches Referat aus den Papieren, die mir durch die liberale Gefälligkeit des Herrn Geh. Hofrats v. Güntter unter schwierigen äußeren Umständen zugänglich gemacht worden sind.

Was zunächst die Siegfrieds- oder Nibelungensage anlangt, so treten mehrere Zeugen zu jener Briefäußerung an Müller hinzu, die ein ihr geltendes Interesse Uhlands in den 40er und 50er Jahren verbürgen. Welche zwei Hauptprobleme notwendig in den Mittelpunkt seiner Betrachtung rücken mußten, das wissen wir schon: erstens handelt es sich ja darum, die mythische Bedeutung Siegfrieds und seiner Abenteuer zu enträtseln. Zweitens war dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Forscher schon während der Umbildung des Kollegheftes von 1830 die Frage nach dem historischen Zusammenhange des Sagengebildes in ihrer Wichtigkeit aufgegangen. Der Gegenstand des Nibelungenliedes ist ihm keine ursprüngliche stoffliche Einheit mehr, er scheidet Nibelungen- und Burgundensage und sucht die Züge festzulegen, die jeder von beiden ursprünglich zugehören[1].

In die 40er Jahre scheint eine Anzahl undatierter Bogen des Nachlasses zu gehören, die unter dem einfachen Titel: Brünhild der Lösung dieser Aufgabe nahetreten. Damit ist schon angedeutet, daß UHLANDS ältere Anschauungen über die zentrale Bedeutung der Valkyrienfigur in der Sage unverrückt feststehen. Von ihr hat jede »mythische« Erklärung ihren Ausgang zu nehmen. Die Befürchtungen, die dies Wort in uns erwecken möchte, erweisen sich nun zunächst als unbegründet. Gleich zu Anfang betont der Verfasser, wenn er von einem mythischen Bestande der Siegfried- und Nibelungensage rede, so sei damit nicht gemeint, daß diese ursprünglich eine Götterfabel, am wenigsten ein Naturmythus und im Verfolge menschlich umgewandelt sei. »Sie ist wesentlich Heldensage, aber Heldensage, die sich der mythischen Weltanschauung des germanischen Heidentums, und zwar eigenst dem odinischen Kreise desselben, einordnet.« Sie ist ihren Hauptzügen nach eine »frisch und eindrucksvoll erhaltene Stammessage«, die Sage von den Welisungen, und aufgebaut auf den Gegensatz dieses hellglänzenden Geschlechts zu den nicht gerade dämonischen, aber auf alle Fälle minderwertigen Nibelungen. Eine ursprünglich fränkische Sage, die sich im Rheingau mit der burgundischen vermengen mußte.

Das erste datierte Stück, das sich aus diesem Stoff- und Gedankenkreis erhalten hat, ist der abermalige Anlauf zu einem Aufsatze Brünhild. Ein paar Blätter von ausnehmendem Reize der Darstellung, obschon sachlich wenig bedeutend, da sie nicht zum eigentlichen Thema durchdringen. Zum erstenmal wendet UHLAND hier eine Methode an, die für seine Alters-

[1] Noch nach Jahren hat UHLAND, wie man aus mehreren gedruckten Aufsätzen bereits weiß, in dieser scheidenden und zerlegenden Kritik fortgefahren. So in der *Schwäbischen Sagenkunde*, wo er sich um eine möglichst reinliche Teilung zwischen Helgi- und Wölsungensage bemüht. Die Helgisage ist ihm eine uralte schwäbische Königsgeschichte, die im Norden zu Unrecht mit der fränkischen Sage verknüpft worden ist, und deren ursprüngliche Gestalt er rekonstruieren möchte (VIII, 123ff.) Daß der Zusammenhang zwischen Ragnar und den Siegfriedsprossen erst spät und künstlich hergestellt worden ist, sucht er in den *Toten von Lustnau* zu zeigen (VIII, 475).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufsätze dann typisch wird und außerordentlich zur Verlebendigung der von ihm analysierten Sagengebilde beiträgt: er geht aus von der örtlichen Einkleidung der Sage, und so stellt er sich denn hier buchstäblich auf den Feldberg, die Stelle des berühmten *lectulus Brunichildae*, und blickt mit den Augen des Forschers sowohl wie des Dichters in die weite Landschaft hinaus, von der er ein farbiges Abbild entwirft. Alle Stätten seines früheren nnd künftigen Lebens hat Siegfried von da oben überblicken können: den Drachenfels (im Hardtgebirge!) sowohl wie Worms, den Rosengarten wie den Odenwald. Als Titelbild, so sagt Uhland, will er dieses Panorama an die Spitze seines Aufsatzes stellen, um den Leser gewissermaßen durch Autopsie feststellen zu lassen, daß die schlafende Brünhild auf dem Feldberg von dem Kämpfer auf dem Drachenfels, vom Siegfriedsbrunnen im Odenwald, vom Königssohn zu Worms nicht abzulösen sei.

So schrieb er am 10. Dezember 1846 und hoffte damals wohl, sein Thema schnell erledigen zu können. Die bewegtesten Zeiten seines Lebens, eben die ausgehenden 40er Jahre, bildeten aber begreiflicherweise keinen günstigen Nährboden für wissenschaftliche Arbeit, die bei ihm auch der Stimmung und Sammlung stets bedürftig war. Aber in der dann folgenden trübsten und stillsten Periode politischen Lebens, da konnte und mußte die HS, das alte Lieblingsgebiet, ihren früheren Erforscher wieder erhöht in Anspruch nehmen. Flüchtiger Betrachtung möchte es so scheinen, als sei er jahrzehntelang abgeschweift, seiner alten Liebe zuzeiten völlig untreu geworden. Um so bemerkenswerter ist es, an der Hand schon des gedruckten Materials festzustellen, daß von allen seinen seit den 30er Jahren bebauten und scheinbar so weit auseinanderliegenden Interessenfeldern Fäden ausgingen, die schließlich in der HS wieder zusammenliefen. Wie ihn die schwäbische Lokaltradition von dem Geschlecht der Märehelden auf deren großen Namenspatron, den Berner, zurückführt, so weckt die Erforschung der Volkslieder von Sommer und Winter das Verständnis für das Auftauchen von deren Elementen im heimischen Heldenepos, so drängt sich ihm die Analogie zwischen den Elementarkräften des nordischen Mythus und den märchenhaften Gegnern seines nämlichen alten Freundes, des Berners, auf. Der Schwäbische Sagen- und der Volksliedforscher so gut wie der Odinsmythograph werden schließlich dem HS-Kündiger zinsbar gemacht. Kein Zweifel, wäre Uhland jünger gewesen oder wäre ihm auch nur die lebendige germanistische Anregung zuteil geworden,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über deren Fehlen er so oft klagt, auch jetzt hätte es ihm zu einem umfassenden Werk über die HS weder an wissenschaftlichem Rüstzeug noch an Selbständigkeit der Auffassung gefehlt.

Diese Pläne haben in den 50er Jahren viel wesenhaftere Gestalt angenommen, als man bisher wohl glauben mochte. Aus einer Notiz der *Schwäbischen Sagenkunde* (VIII, 91) bereits konnte man schließen, daß er zur Zeit der Abfassung dieser Schrift mit solcher Sicherheit auf ein auszuarbeitendes System der Nibelungensage rechnete, daß er sogar wagte, auf dieses zu verweisen. Der Briefwechsel ist in seinem vierten Band auch nicht arm an Andeutungen, die das Heranwachsen eines umfassenden Lehrgebäudes der HS ahnen lassen. In der Tat hat Uhland, wie uns erst die Nachlaßpapiere mit Sicherheit lehren, im Jahre 1853 Hand an ein großes Werk dieses Gegenstandes gelegt, dessen Plan ihm bereits in allen Einzelheiten feststand. Bemerkenswert ist, daß der Sagentheoretiker in ihm nunmehr völlig überwiegt. Die ethische Seite der Sage hätte keine systematische Erläuterung mehr, die historische wohl nur nebenbei ihr Recht gefunden. Der mythische Gehalt, die Entstehung der Sage aus altvolkstümlichen Begriffen und Vorstellungen natürlicher wie geistiger Art, hätte den Gegenstand gebildet. Wir besitzen das Schema, in dem sich Uhland selbst am letzten Tage des Jahres 1853 seine Pläne klargemacht hat. Es ist das weitaus wichtigste Nachlaßpapier aus dieser Sphäre[1].

Deutsche Heldensage. Erster Teil.[2]

Brünhild und Kriemhild.

Fränkische Heldensage. Welisunge und Nibelunge.

A. Nordische (und angelsächs.) Darstellung.

Wölsungensage.

1. Die ältern Wölsunge.

a) Sageninhalt.

b) Sagenboden.

c) Charakteristik. Adel, Abstammung von Odin. Geschlechtbaum. Die Wölsungen. Historisch-genealogische Form der Sage.

[1] Auch für die Erlaubnis des Abdruckes dieses wichtigsten Dokuments dem Schillermuseum und seinem Leiter meinen Dank!

[2] Durchgestrichenes ist nicht mit abgedruckt, Korrigiertes und Nachgetragenes nicht eigens bezeichnet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2. Sigurd und Brünhild.
   a) Sageninhalt.
   b) Hort und Drachenkampf.
   c) Waffensage.
   d) Disen.
   e) Hild.
   f) Brünhild (und Grimhild) Wölsunge und Niflunge.
   g) Gudrun.
   h) Erhaltener Charakter der Adelssage; das Historische bei der deutschen Sage.
3. Ragnar, als Anknüpfung der Wölsungensage an den Norden.

B. Deutsche Darstellung.

1. Nibelungensage.
   a) Sageninhalt: α) Siegfriedslied. Volksbuch (Wilk. S.).
      β) Lied der Nibelunge (Wilk. S.).
   b) Historischer und örtlicher Boden.
   c) Ausscheidbare Nibelungensage.
   d) Zurücktreten der Welsinge und Brünhilds. Diese ist mit Kriemhild zusammengefaßt, aber auf dem Feldberg ihr ein Denkmal geblieben.
2. Burgundensage.
   a) Sageninhalt (Walther und Hildegund).
   b) Historisches.
   c) Aufgehen in der älteren Sage.
   d) Ildico, die Rächerin ihres Stammes, Grundlage der nordischen Gudrun.
3. Vereinigte burgundisch-fränkische Sage.
   Neugeburt der Sage. Kriemhild und Hagen, jene in neue Bedeutung eingetreten, dieser ihr gegenüber Held des alten Stammgeistes. Über beiden ein Höherer, Dietrich.

Die vier Hauptpersonen, die als Träger der Grundgedanken in mannigfacher Wandlung und in stets sich erweiterndem Gebiete und sittlich sich entwickelnder Idee das Ganze beherrschen. Ein geschichtlicher Faden zieht sich von Anfang an durch.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anhänge:

1. Der Dichtertrank.
2. Helgisage.
3. Dornröschen.
4. Iring (zu der Wolfverwandlung).

Deutsche Heldensage. Zweiter Teil.

Dietrichsage.[1]

A. Wolfdietrich.

1. Otnit und Wolfdietrich (mythisch).
   Mythisch, aber im Zuge von Osten nach Westen historisch.
2. Wolfdietrich und die Dienstmannen (ethisch).

B. Dietrich von Bern.

1. Riesenkämpfe (Dietrich = Donar).
   a) Wilkin und sein Geschlecht.
   Wade, Wieland, Wittich, Heime.
   Nordian: Aspilian, Widolf, Avendrot, Etgeir; hier nur einleitend.
   b) Ecke und Fasold (Wunderer, Sigenot). Hierzu: Lindwurm und Tiermann, Goldemar, Laurin.
   c) Asprian. Fahrt zu Osantrix (Rother); Bärenkampf bei Osantrix (hier = Asprian?); (Wislau).
   Isung und seine Söhne, Zwölfkampf; bis hieher überall verschoben, Rosengarten.
2. Dietrich mit Ermenrich und Etzel. (Historische Grundlagen.)
   a) Alte Sage von Ermenrich auf Dietrich überlenkend. Verfolgung seines Sohnes, der Harlunge, nun auch Dietrichs. Sein Tod.
   b) Etzel, Vertilger der Burgunden und Gebieter der Gothen, geeignet, den Knoten des Sagenverbands zu schürzen.
   c) Die Gedichte von Dietrichs Kämpfen mit Ermenrich und Aufenthalt bei Etzel zehren alle nur von anderwärtiger, älterer Sage (Dietrichs Flucht von der Ermenrichssage und Wolfdietrich, Alphart und Rabenschlacht von den mythischen

[1] Dazu seitwärts die Notiz: Gothische Heldensage. Amelunge. 9. Jan. 1854.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wittich und Heime, selbst die Hildebrandslieder nebst Biterolf sind die alte typische Sage, Meister Hildebrand ein Abkomme Berchtungs; der überarbeitete Rosengarten, Dietleib und ähnliches ohnedies nur Erweiterungen älterer Bestände).

d) Dietrichs aufrecht bleibende Bedeutung.
   α) als der alles Frühere in sich aufnehmende Vertreter des milderen gothischen Geistes und Mittelpunkt der übrigen Vertreter desselben (Helche und Rüdiger, Meister und ihre Angehörigen), er selbst in jugendlichem Morgenhauch der Treueste, Bescheidenste, der Dienstmann seiner Dienstleute, und doch zugleich der Gewaltigste im Augenblick der Entscheidung, ein Urbild deutschen Charakters;
   β) Darum auch als deutscher Volksheld gegenüber dem selbstsüchtigen Stammgeiste der Welisunge und Nibelunge, ein weitherziger Volkskönig, der ebendarum auch, (mythisch geartet von Wolfd. her) an die Stelle des volksfreundlichen Donar treten konnte, von den Bauern besungen wird, von allen Helden allein übrig geblieben, noch fortlebt;
   γ) auf solche Art auch Herr der deutschen Heldensage geworden, die sein Name zum Ganzen verbindet.

* * *

Die erste Frage, die uns dieser Entwurf nahelegt, wird sein: stellt er einen knappen Auszug schon niedergeschriebener Partien dar oder eine vorläufige Aufteilung des nur in den allgemeinsten Zügen überblickten Stoffes? Beides ist der Fall. Einiges war nicht nur in Uhlands Kopfe bereits geklärt und gefestigt, sondern es stand auch schon in leidlich abgerundeter Form auf dem Papier. Die Anfangspartien des künftigen großen Werkes scheint der Vf. allerdings in unmittelbarem Anschluß an die Niederschrift unseres Schemas abgefaßt zu haben. Er führte sie 23 Blätter weit, bis wenigstens ein ungefährer, wenngleich formell nicht mehr hergestellter Übergang zu früheren Ausführungen erreicht war. Die Ausarbeitung auf Grund der hier mitgeteilten Disposition reicht bis zu dem vorgesehenen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abschnitt II, Punkt c. Es läßt sich beobachten, daß UHLAND allmählich den Einzelheiten des Schemas gegenüber freier wird. So kann man die sehr eingehenden Darlegungen der Blätter X—XXIII nicht mehr genau in die Abschnitte: Hort und Drachenkampf — Waffensage zerlegen, denen sie inhaltlich entsprechen.

Nicht völlig deckend ist auch die Anlage der folgenden Abschnitte, die schon vor Niederschrift des Schemas vorhanden waren und diesem ein wenig hätten angepaßt werden müssen. In frühe Zeit, wohl schon vor den Brünhildaufsatz von 46, führen sechs Bogen, die gleichfalls »Brünhild« überschrieben sind und uns Ersatz bieten für die nach 1853 nicht mehr in Angriff genommenen Abschnitte 2 d—g (oder h). Unsere Disposition zeigt, daß der Forscher schließlich der ihn am meisten fesselnden Figur gegenüber am behutsamsten vorgehen, vom allgemeinen zum speziellen fortschreitend erst die weisen Frauen insgesamt (d) Disen), dann die überirdischen Kämpferinnen (e) Hild) und schließlich das Individuum Brünhild in seiner menschlichen Stellung betrachten wollte.

Da wir zunächst nach Aufschlüssen über UHLANDS Stellung zur Nibelungensage begierig an die Disposition herangetreten sind, sei deren weitere Erläuterung einstweilen zurückgestellt und eine abschließende Darstellung seiner Nibelungenforschung versucht.

Die oben skizzierte Ausdeutung der Halfdan- und Iringsage möchte schlimme Erwartungen auch für die Geschicke erweckt haben, die Siegfried unter dem Seziermesser des mythischen Interpreten erdulden könnte: liest man die Nachlaßblätter durch, so kann man sich zunächst eines Gefühls der Erleichterung nicht erwehren. Nur in Nebendingen traut UHLAND dieser Sage eine so unfrisch-nüchterne Bildlichkeit, ja Allegoriensucht zu, wie er sie nach dem *Mythus von Odin* überhaupt im Norden zuhause wähnt. Z. B. ist ihm der Apfelbaum, auf den Wölsung sein Haus gründet, das Sinnbild des festgewurzelten, wachsenden und sich ausbreitenden Einzelgeschlechtes. Die Wolfsgestalt der beiden Recken Siegmund und Sinfjötli nimmt er nicht wörtlich, sondern auch wieder »sinnbildlich für ein rauhes, auf Beutegewinn gestelltes Walddasein«. Im ganzen aber muß man ihm Dank wissen, daß er an der Wölsungensage nicht lange herumdeutelt. Sie ist ihm die typische Adelssage, was in ihr vorgeht nur Illustration der altertümlichen Vorstellung von der Existenz gewisser hervorragender Familien, die sich durch besondere Qualitäten auf allen Gebieten und spe-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ziell durch den Schutz des obersten Gottes auszeichnen[1]. In diesem letzten Punkt ist Uhlands Sagenerklärung um kein Haar mythischer geworden als sie 1830 schon war. Ein Bedürfnis nach einer mythischen Einzelausdeutung dieses scharfgezeichneten Heldengeschlechts und seiner Schicksale besteht nicht; wohl aber wahrt der mythische Hintergrund seine Bedeutung: Odin dominiert durchaus, ist der Lenker der Geschicke dieser Helden, die sich von ihm »als entschieden menschliche abheben«. Odin erscheint dem Interpreten also hier in altgewohntem Lichte. Er ist in erster Linie Herjafadr, Heldenvater, der seine Hand über die wackersten Kämpen hält, um sie schließlich zu sich zu berufen.

In diesem Grundzug stimmt die Sigurdsage mit den ihr vorangestellten Wölsungenschicksalen so genau überein, daß ihre Loslösung von diesen ganz und gar untunlich erscheint. Man hat auch nicht etwa von Sigurd ausgehend eine Ahnenreihe nach rückwärts konstruiert, sondern diese zeigt durchaus ein eigenes organisches Leben. Als alteingesessener Sproß dieser Sippe tut sich Sigurd durch sein Wesen und seine Schicksale kund; auch er ist allen Gegnern überlegen, wie Wölsung, Siegmund und Sinfjötli, auch er fällt, wie sie, durch die verräterische Schwägerschaft.

Nur an einem Punkte besteht ein Unterschied in der Gestaltung dieses Schicksals. Dort, bei den Vätern, hat Odin ganz unmittelbar die Geschicke geleitet. Hier, bei dem jüngsten Sproß, in dem der Stamm seinen Gipfel und seinen Untergang findet, übt der Heervater seinen Einfluß meist nur noch mittelbar aus, und zwar auf zwiefachem Wege: einmal durch den Hort, und dann durch seine Valkyrie Brünhild.

Die nun folgenden Darlegungen über die Hort- und Waffensage sind für den Kenner Uhlandscher Schriften nicht absolut neu. In der *Schwä-*

[1] In charakteristisch knappen, aber wohl des Druckes werten Einzelausführungen hat sich Uhland einmal das Wesen des Adels klar zu machen gesucht. (Über den ältesten deutschen Adel, 2 Bll. vom 3. XI. 1847.) Vom politisch-juristischen Standpunkt weiß der Demokrat dieser Institution keinerlei Wohlgefallen abzugewinnen und keine Berechtigung zuzugestehen. Nur der Poet kann sie würdigen, denn sie geht auf eine mythische Grundlage zurück. Die Zeit, in der das verwandtliche Band über das gemeindlich-staatliche vorwog, mußte den Typus, das Ideal ihres besten, vollkommensten Lebens nicht in einzelnen Personen, sondern in den moralischen Persönlichkeiten ganzer ausgezeichneter Geschlechter finden. In solchen sich nach außen hin auszeichnenden Persönlichkeiten sah der Sinn der Vorzeit etwas Herrliches, eine Offenbarung des Göttlichen, erwünscht und gesucht. Ein solch gottgesegnetes Geschlecht stellte man, als das Höchste dem germanischen Streben erreichbare, freudig an die Spitze.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bischen Sagenkunde (VIII 91) ist bekanntlich über den alten Schwertmythus gehandelt, in dessen Mittelpunkt die fluchbeladene Stammklinge Tyrfing steht, und diese widerwillig gespendete unheilbringende metallische Gabe der Unterirdischen in Analogie gesetzt zu dem Nibelungengolde, das im Ringe gleichsam persönlich geworden ist, und wie jenes Schwert einen Besitz darstellt, der, aus der Verborgenheit ans Licht gebracht, infolge des Fluches der Erdgeister den Menschen zum Verderben gereicht.

Andwari- und Tyrfingsage haben nach der hier gebotenen Anschauung »in ihrer ältesten Gestalt allgemein den Ursprung des Goldes und der Erzwaffe versinnbildlicht« und »wie die Verwünschungen des Schwertes, so kommen auch die des Goldes in einer langen Folge von Gewalttaten zum Vollzuge«. Aber Uhlands kritischer Blick ist hier schärfer als bei dem wild-abenteuerlichen Gefabel der Wölsungensage, dem er unbedingte Sagenechtheit zugesteht. Wohl ist jetzt das Gold und der ihm aufgelegte Fluch treibender Faktor der ganzen sagenhaften Handlungsreihe. Aber ursprünglich braucht, ja kann das nicht so gewesen sein. Dazu ist das Gefüge nicht fest, die Logik der Geschehnisse nicht lückenlos genug. Wo bleibt z. B. der Rächer, den Hreidmar sterbend aus dem Schoß seiner Tochter erfleht, wie straft sich die an ihm, schließlich die an Regin und Fafnir begangene Gewalttat? Alles spricht dafür, daß die zentrale Stellung des Horts und des Fluchs erst später errungen ist, daß man beide nachträglich in den Mittelpunkt der ganzen Sagengeschichte gerückt hat. Uhland stützt diese Vermutung mit einem Kriterium, dessen sich schon andere vor ihm bedient hatten: auch die Burgundensage kannte eine Hortgeschichte, diese bildete offenbar den Hauptanlaß zu ihrer Verbindung mit der Siegfried-Nibelungensage, und es war Bedürfnis, ein Wahrzeichen ihrer Einheit zu gewinnen.

Gleichwohl ist die zu Anfang des Gedichtes *Reginsmal* gebotene Göttererzählung nicht wertloses novellistisches Gefabel, sie will völlig ernst genommen sein als Mythus, d. h. als streng sinnbildlich gemeinte und daher auszudeutende Fabel von der Macht des Goldes. Der Forscher setzt sie aus diesem Grunde in Parallele zu der Sage von Gullweig, deren mythische Bildersprache er »im ganzen verständlich« findet. Das Schneiden, Brennen und Wiederbrennen, und doch ihre Wiedergeburt und ihr Fortleben bezeichnen die Schmelzungen und Umwandlungen des kostbaren Erzes, ihre Eigenschaft als böses Zauberweib den mächtigen und verderblichen Reiz desselben. Die rastlose Goldgier bringt unter die Menschen Zwiespalt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Verderben. — Die Bildersprache des Mythus, der die Nibelungensage eröffnet, dünkt Uhland noch deutlicher: Gold macht gierig, sein Besitz ängstlich. Als seine Hüter erscheinen daher einerseits Geschöpfe, deren Tiergestalt (Hecht, Otter und vollends Schlangenwurm) sie als gierig kundtut, teils solche, deren Namen schon ihre Besorglichkeit verrät: Andwari, der Wachsame, ist der Sohn Oins, des Erschrockenen. Auch der Ägishelm ist allegorisch auszudeuten: wer viel Gold besitzt ist der Mächtigste und daher Gefürchtetste von allen; aber der Helm, d. h. der überreiche Goldbesitz, macht seinen Träger auch hochfahrend, läßt ihn die eigene Macht überschätzen und gereicht ihm so zum Verderben.

Mag dem heutigen Leser dieses gewiß geistreiche Gedankenspiel etwas müßig erscheinen, im ganzen fördert die mythische Deutungssucht hier doch einmal eine solide Kritik des Sagengebildes, indem sie einen Fremdkörper aus diesem ausschneidet. Und mit derselben Schärfe trennt Uhlands Messer die zum Teil sehr stramm gezogenen und fest verknoteten Fäden auf, die Sigurd- und Burgundensage miteinander verknüpfen. Nicht nur die Hortfabel hat ein Verbindungsglied abgegeben, auch der allgemein ethische Gehalt der Wölsungengeschichte hat sich der ursprünglich alleinstehenden Burgundenfabel mitgeteilt. Die Verherrlichung des Stammesgefühles, der Grundkraft des Blutbandes ist in die späteren Sagenpartien eingegangen, wo sie nicht ursprünglich sein kann, weil es sich ja dort um einen ganz anderen Stamm handelt, nicht mehr um die herrlichen Wölsungen, sondern um die Burgunden, die schon ihre selbständige Sagenberühmtheit besaßen, aber mit jenen altangestammten Odinslieblingen doch nur eine oberflächliche Sagenverbindung eingegangen hatten. Man darf sich durch Anknüpfungen und Anwüchse nicht an der Tatsache irremachen lassen: mit der Vertilgung des Wölsungenstammes in Sigurd war auch die Aufgabe der Wölsungensage zum Ziele geführt.

Der eigentliche Kern dieses Hauptteils der Wölsungengeschichte, eben die Sigurdsage, wurde aber von alters her ebensowenig durch die Goldfabel, wie durch die Schicksale des Gjukungenhauses gebildet. Die Gestalt, die für Uhland schon 1832 und dann in den 40er Jahren die eindrucksvollste gewesen war, hat ihre Herrscherrechte auch jetzt vollkommen gewahrt: »Brünhild« ist der Angelstern dieses Sagenkreises«.

Mit demselben Nachdruck wie ehemals wird vor allem auf Brünhilds mythische Natur hingewiesen. Durch sie tut sich Odin kund, ähnlich wie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einst durch die Valkyrie, die Rerir den Apfel brachte. Aber die Valkyriennatur, die sich bei dieser in die Art des häuslichen Weibes wandelt, ist bei jener unverletzt gewahrt. Auch das ein Punkt, bei dem man aus bereits Gedrucktem die Unerschütterlichkeit gewisser Uhlandscher Ansichten durch Jahre hindurch beobachten kann. In seinem Schwanengesang noch, dem Aufsatz über die *Toten von Lustnau,* kommt er (VIII, 464 ff.) anläßlich einer Abschweifung zum Dornröschenstoff auf Brünhild zu sprechen und gesteht dem Märchen doch nur eine sehr bedingte Verwandtschaft mit der Sage zu, da jenes jegliche Erinnerung an die einst zentrale kriegerische Natur der Heldin und an ihren Zusammenhang mit dem Kriegs- und Siegesgott Odin vermissen lasse.

Im Jahre 1832 hat es für Uhlands Bedürfnisse noch genügt, die mythische Natur Brünhilds festzustellen und aus ihrem althergebrachten Zusammenhange mit einem Gotte zu belegen. Jetzt, seit er die Methode des *Mythus von Thor* auch auf menschliche Sagen übertragen hat, legt ihm die mythische Natur einer Gestalt oder Geschichte die Verpflichtung auf, sie sinnbildlich auszudeuten.

An diesem Punkte nun, wo die Erwartung des Lesers zur Spannung wird, scheint die Hand des Autors plötzlich erlahmt niedergesunken zu sein. Die Ausführung des Schemas bricht ab, um nicht wieder einzusetzen. Wollen wir sie so gut es angeht ergänzen, so müssen wir zu der Betrachtung jener älteren Blätter übergehen, auf denen Uhland schon in den 40er Jahren sich über Wesen und Tun dieses Odinskindes Klarheit zu verschaffen und damit den tieferen Sinn der Sage zu enträtseln suchte. Nicht alles wird dabei erfreulich anmuten, auch hier läßt leblose Allegoristerei das lebendige Wohlgefallen an der Sage streckenweise verdorren.

Brünhild heißt auch die Hild unter dem Helme, Namen, die ihre Kampfnatur zur Gewißheit erheben; so ist sie denn auch nach Uhlands Meinung ursprünglich nichts weiter als eine Bellona, eine Kampfgöttin, oder noch besser, sie ist die Schlacht, der Kampf selbst. Den Kampf wecken, so sagt man ja im Norden. Also ist die Erweckung der schlafenden Jungfrau, die hier zum Überfluß auch noch den Namen Sigrdrifa, Siegsturm, führt, nichts weiter als mythischer Ausdruck für Siegfrieds beginnendes Kampfleben. Er trifft sie, umgeben von lauter höchst deutlichen Wahrzeichen des Kampfes, Helm und Brünne, Schildburg und Feldzeichen. Und auch die Waberlohe findet eine billige allegorische Aus-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

legung: »Unter dieser flackernden Flamme kann die Verheerung durch Feuer, der Landbrand, der im Gefolge des Krieges ging, verstanden werden.«

Doch eben, wo diese Deutungssucht uns ernstlich zu verdrießen beginnt, lenkt Uhland ein: Er greift Fäden auf, die er in der ersten HS-Vorlesung angesponnen hatte, um sie dort gleich wieder fallen zu lassen, und legt Untersuchungen vor, die man in ernstlicherem Sinn als mythologisch bezeichnen mag; er möchte feststellen, welcher Charakter und welcher Ursprung der Vorstellung von den übernatürlichen Wesen zukomme, die man im Norden als Valkyrien bezeichnete. Die Antwort auf diese Frage, die er offenbar völlig selbständig gefunden hat, ist überraschend und geistreich, sie ermöglicht eine Ausdeutung der Sage, die wenigstens lebendige Glaubensvorstellungen und nicht dürre Abstraktionen zur Grundlage der altnordischen Heldendichtung macht.

Freilich läuft auch die Erkläung, die er vom Wesen des Valkyrienglaubens gibt, letzten Endes auf eine Personifikationsvorstellung hinaus. Es deckt sich mit seinen früheren Andeutungen von 1830, wenn er jeden Zusammenhang zwischen den vielleicht einmal im germanischen Altertum nachweislichen kämpfenden Mädchen und den Valkyrien leugnet. Sind jene durchaus irdischen Ursprungs, so sieht er in diesen geistige, höhere Wesen, die nicht neben den Helden in der Schlacht kämpfen, sondern über Helden und Schlachten schweben. Uhland bringt sie in Zusammenhang mit »der innerlichsten Anschauung des altnordischen Glaubens, mit der Vorstellung von den Folgegeistern (*fylgior*).«

»Eigenschaften werden gewöhnlich weiblich personifiziert. Geschicke ebenso. Die Fylgien stellen einerseits das Wesen des Menschen dar, anderseits aber auch sein Schicksal.« Die Valkyrien nun sind für Uhland eigentlich nur eine Spezialgattung der Fylgien. »Sie sind dem Menschen zugesandt, zugegeben und als Schutzgeister besonders stets weiblich gedacht. Fylgien sind allgemeiner, Valkyrien speziell auf das Heldentum gerichtet.« Dem Bedürfnisse der heroischen Sage und ihrer Behandlung im Epos entspricht es, daß die Valkyrien in ihr nicht, wie die Fylgien in den altisländischen Geschlechtssagen, als wesenlose Traumgestalten erscheinen, sondern daß sie Charakter, frische Erdenhaftigkeit gewinnen und als echte Menschen gezeugt werden, leben und sterben.

Siegfried weckt die Hild — er wird zum Kämpfer, Brynhild, die Kriegsjungfrau mit der Brünne, verbindet sich ihm, wird seine Fylgie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder genauer Valkyrie; wenn man sie auf eine bestimmtere Formel bringen will: eine Verkörperung seiner Kriegertüchtigkeit und seines Kriegergeschickes.

Dieser Brünhild, der Valkyrie des Wölsungen, tritt gegenüber eine Grimhild, die Jungfrau mit dem Helm oder in der Larve. »An der Bezeichnung *grim* hängt etwas Grauenhaftes.« Die deutsche Namengebung ist hier die ursprüngliche, wenn auch nur im Norden Gudruns ehemalige Kampfnatur beim Todesringen ihrer Brüder klar hervortritt. Denn auch sie ist eine Bellona, eine Valkyrie, aber ursprünglich die des Niflungenstammes, wie Brünhild des letzten Wölsungen.

Als Kern der Siegfriedsage scheint Uhland des Helden Beziehungen zu den Niflungen anzusehen, die aber weniger rühmlich sind als die Art, wie seine Ahnen sich mit solch minderwertiger Schwägerschaft zu stellen pflegten: Es fällt ein Schatten auf Siegfrieds Lichtgestalt dadurch, daß er sich in die Dienste des minderwertigen Geschlechtes begibt. Von da aus erklärt sich die nähere Ausgestaltung des Mythus, wie sie Uhland, »auf den Hauptpunkt dieser Forschung drängend«, darzulegen sucht. Die Fylgie kann nach nordischer Vorstellung, wie u. a. das Beispiel des christianisierten Skalden Hallfred zeigt, bei völliger innerer Sinnesänderung aufgegeben oder vertauscht werden. Das ist Siegfrieds natürliches Los in dem Augenblicke, da sich der Letzte und Berühmteste des alten Wölsungengeschlechtes einem anderen, schwächeren Stamme verbrüdert und von ihm abhängig macht. Der Held hört auf, er selbst zu sein, er läßt seine eigene freie Persönlichkeit in der oberherrlichen Gunthers aufgehen — daher der Gestaltentausch! — und er wird zugleich an seiner Valkyrie oder Fylgie zum Verräter. Er vertauscht sie mit der des Nibelungenhauses, die in der leuchtenden Brünne mit der unter dem Larvenheim, sein Heldentum gehört nun dem Gunnar, der Gjukungen Kriegsfylgie ist die seinige.

Indem Uhland nun mit starken Worten den schneidenden Widerspruch, der in diesem unnatürlichen Bunde liegt, dartut und sich zu näherer mythischer Erörterung des Zwistes der Königinnen anschickt, fällt plötzlich der Vorhang, d. h. das Manuskript ist zu Ende. Das Schema versagt hier auch, erst in dessen Abschnitt B 3 treffen wir wieder auf ähnliche Schlagworte, doch tritt da bereits neben die Stammesfylgie Grimhild als viel ausgesprochener Vertreter des Stammesgeistes Hagen, den Uhland bisher, der nordischen Tradition entsprechend, völlig im Dunkel gehalten hat.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Immerhin haben wir nun die reine Gestalt der Siegfriedsage kennen gelernt, wie sie sich in Uhlands Vorstellung aufgebaut hatte, und können mit Hilfe des Schemas auch einigermaßen klar sehen in der Frage nach der alten und echten Form der Burgundensage und nach den Verbindungsmöglichkeiten, die zwischen beiden bestehen mußten. »Ildico, die Rächerin ihres Stammes, Grundlage der nordischen Gudrun,« hat Uhland in der Disposition notiert. Die Tat dieser von der Tradition zur Burgundin gemachten historischen Kebse Attilas bildete also nach seiner Meinung den alten Kern der Burgundensage, und es läßt sich auf dieser Grundlage deutlich eine nirgends ausgesprochene, aber implicite vorhandene sagenverbindende Theorie Uhlands erkennen: Wie erinnerlich, hat er sich immer gegen W. Grimms Annahme der Doppelheit Attilas, des historischen und vorhistorischen, ausgesprochen, in ungedruckten Blättern aus jener Zeit ist auch die Lachmannsche Theorie eines vorhistorischen Gunther, die ihm 1832 noch eingänglich erschienen war, abgelehnt. An Stelle dieser älteren Hypothesen sollte nun eine neue, original Uhlandsche treten: von der Doppelheit der Hilden. Eine Grimhild hatte als Gegenspielerin der Brünhild ihren Platz in der Siegfried-Nibelungensage, ein Hildchen gehörte der Burgundenfabel an. Nicht nur die Bedeutung des Hortes, auch die Namensgleichheit der weiblichen Hauptpersonen bildet ein verbindendes Glied: weil hier wie dort eine Hild am Werke war, eine waffenführende Jungfrau, hat man die Niflungen, der Wölsungen minderwertige Gegenspieler, mit den historischen Burgunden identifiziert. Der Rheingau, so belehrt uns eine gesonderte Aufzeichnung, war der geeignete Boden für solche Verschmelzung alten fränkischen Sagengutes mit burgundischem.

So weit ist Uhland in der Erforschung der Siegfriedsage vorgedrungen, so viel beachtenswerte und für die gleichzeitige Forschung doch zum mindesten die Möglichkeit starker Anregung bietende Gedanken hat er zu Papier gebracht; aber alles unter strengstem Ausschlusse der Öffentlichkeit! Sonderbar nun: als er sich endlich entschloß, den Fachgenossen eine Probe seiner Arbeiten auf diesem Gebiete zu liefern, da bot er nicht die ausgereifte Frucht jahrzehntelangen Nachdenkens in Form einer mythischen Erklärung der Siegfriedsage, sondern er brachte absolut Neues, im Schema noch gar nicht Vorgesehenes und weit minder Übergrübeltes und Durchdachtes. Er ging dabei auch nicht den Hauptproblemen in beherztem Angriffe zu Leibe, sondern er lieferte bloße Vorpostengefechte, Plänkeleien,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erkundungsvorstöße, die das Terrain in dem zu erobernden neuen Gebiet zunächst einmal sondieren sollten. Dem augenblicklichen Arbeitsprogramm Uhlands gliedern sich diese Ausführungen viel besser ein als dem umfassenden Entwurf von 1853.

In dem 1857 der Pfeifferschen Germania eingesandten Aufsatz Sigemund und Sigeferd beweist Uhland, daß er, der durch seinen *Mythus von Thor* die gleichzeitige Mythenforschung entscheidend beeinflußt hat, auch deren vermeinte oder wirkliche Resultate in sich aufzunehmen und zu verarbeiten wußte. Hier atmen wir zunächst Müllenhoffsche Luft: Seine Erklärung, nach der die menschenwürgenden Ungeheuer des Beowulf nichts anderes bedeuten als die Plagen einer versumpften Meeresbucht, wird übernommen. Die Gleichsetzung von Beowulf und Fro macht Uhland allerdings, dem alten Prinzip treu, nicht mit, und er entfernt sich auch insoferne bald wieder von seinem Gewährsmann, als er dessen Deutung des Grendelkampfes eine sehr unmüllenhoffsche des Drachenstreites zur Seite stellt, die Pfeiffers Ausdruck zufolge im Berliner Lager »Nergeleien« (Br. IV, 254) erregt hat. Das Gold, auf dem der Drache ruht, ist nach Uhland nichts weiter als ein Symbol der Wikingbeute, die den Meerfahrern, d. i. poetisch gesprochen dem Meere selbst, abgewonnen werden muß. Das Meer unter dem Bilde der Schlange verkörpert zu finden, kann nicht verwundern, gewinnt es doch schon nach ältester germanischer Vorstellung Gestalt im Midgardswurm. Wenn also Siegmund im Beowulf als Drachenkämpfer erscheint, so soll er damit ursprünglich nur als Wiking gekennzeichnet sein. Es liegt aber eine starke Altertümlichkeit darin, daß der Held auf dieser Sagenstufe noch »im Schein des Wunderbaren auftritt«. Die nordischen Fassungen haben davon keine Spur mehr. In diesen fehlt auch die klare geschichtliche Einreihung: Siegmund und Fitela erscheinen im Beowulf als Bekämpfer des Jütenvolkes, entsprechend der Erbfeindschaft zwischen Friesen-Franken und Jüten-Dänen.

Dänenfeind muß aber auch der Siegmund zunächststehende Franke Siegfried sein. Und Uhland möchte nachweisen, daß auch dieser, gleich seinem Vater, früh einen Platz in der dänisch-angelsächsischen Sagenüberlieferung eingenommen hat. In Sigeferd, dem heldenhaften Führer der Sicgen im Finnsburgfragment, erkennt er den fränkischen Hauptheldeu; und zwar muß dessen Geschichte schon in der aus den Nibelungen bekannten Verbindung mit der Burgundensage Aufnahme bei den Angelsachsen ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

funden haben, denn der an Sigeferds Seite genannte und wegen seiner Lässigkeit getadelte Gudhère ist niemand anders als unser Gunther. Die Verbindung der angelsächsischen mit der importierten fränkischen Sage hat nur deshalb stattfinden können, weil Siegfried bekannt war als Hauptheld der auch sonst im Kampf gegen die nordischen Wikinge mit den Friesen verbündeten Frankenstämme. Daß nun aber eine so typische Feindschaft besteht zwischen den Wikingen und den Franken Sigemund und Sigeferd, das gibt einen deutlichen Wink über die Heimat der fränkischen Siegfriedsage. Diese weist in allen ihren ältesten Zügen nordwärts an das Meer, wie sich auch im Nibelungenlied zeigt, als Siegfried so plötzlich die Führerrolle bei dem Zug nach Isenland übernimmt und seinen Hort *sô verre ûf dem sê* aufsucht (VIII, 499).

Dies sind, wie ich glaube, die Gedanken, auf deren Herausarbeitung es Uhland hier vor allem ankam. Schon aus der zweifelnden Formulierung dieses Urteils mag man annehmen, daß die Untersuchungen nicht die nötige Zielbewußtheit und Bestimmtheit aufweisen. Man darf ihren Wert indes nicht nur nach ihren in der Tat relativ dürftigen Resultaten bemessen. Denn gerade diese zeigen, daß der ganze Aufsatz nichts weiter als eine Vorstudie sein sollte; ähnlich wie in der späteren Abhandlung der Germania über Dietrich von Bern sollte vielleicht zunächst nur die örtliche und zeitliche Verbreitung und die ursprüngliche völkerschaftliche Zugehörigkeit der Sage klargestellt werden. Den Stoff ganz von seiner »Ungeberdigkeit« (Br. IV, 182) zu befreien, ist Uhland nicht gelungen. Die Betrachtung über Siegmunds ursprünglichste Sagenrolle, die er nur als Exkurs ansah und zeitweise stark gekürzt wissen wollte (S. 183), drängt sich nun doch zu sehr in den Vordergrund.

Wiederum holt Uhland hier viel zu weit aus, als daß auf eine Erfüllung seines Programms in diesem großen Rahmen zu rechnen wäre. Die halb und halb in Aussicht gestellten späteren Ergänzungen dieser Studien hat er den Fachgenossen dauernd vorenthalten und nur für sich selbst einmal einen schüchternen Ansatz dazu gemacht. Am 2. April 1859 skizziert er die Einleitung zu einem Aufsatze: Brünhild und Kriemhild, in dem er die beiden »Angeln der Sage von Siegfried und den Nibelungen« behandeln will. Also auf den Gegensatz der beiden Frauen ist ihm nach wie vor die Geschichte des letzten Wölsungen aufgebaut, er warnt aber auch jetzt noch davor, diese zu isolieren. Die Wölsungengeschichte ist

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine in all ihren Teilen notwendig zusammengehörige Stammessage.. »Der riesenhafte Stamm steigt pfahlrecht von der Wurzel durch alle Ringe seines Wachstums bis zum obersten Gipfel auf, in dem sie (so!) zerschellt wird.« Kennzeichnend für die Methode der Altersaufsätze ist wieder der Ausgangspunkt, den UHLANDS Untersuchung hier nimmt. Er will die Sage zunächst örtlich fixieren und mustert daher die reichlich vorhandenen Brünhildensitze und die viel selteneren Krimhildensteine. Doch ehe er diese Zusammenstellungen noch zu Schlüssen über Heimat und Verbreitung der Sage ausnützen kann, verläßt ihn Lust und Eifer und so, form- und wortlos, nimmt er endgültigen Abschied von dem Helden Siegfried, dem Freund und Gegner vieler Jahre, den er niederzuringen doch nicht vermocht hat.

Dagegen hat UHLAND seiner zaudernden, mit ausgereiften Gaben immer mehr kargenden Forschernatur wenigstens ein endgültiges Bekenntnis über seinen dritten Lieblingshelden auf dem Gebiet der deutschen HS abgewonnen. Dietrich von Bern ist der einzige, von dessen Wesen und Herkunft sich UHLAND wie schon 1830 so 1860 eine erschöpfende und fachlicher Prüfung standhaltende Theorie gebildet zu haben scheint. Was er damals ausgeführt hat, bildet die beste Erläuterung zum Teil II B 1, a—c unseres Schemas.

Hat der Sigeferdaufsatz nur einige schattenhafte Aufschlüsse über die mythische Bedeutung Siegmunds gebracht, so bietet die Abhandlung Über den Rosengarten zu Worms eine weit vollständigere Einsicht in UHLANDS damalige Sageninterpretationsweise und erhärtet auf das schlagendste seine in die 40er Jahre fallende Äußerung, daß seine sogenannten Sagenforschungen, d. h. also die Studien über die sinnbildliche Bedeutung der nordischen Götterlehre, lediglich eine Vorarbeit zu einer vertieften Beschäftigung mit der HS darstellten.

Auch hier hat es lange gedauert, bis sich der greise Forscher zu einer zusammenhängenden, für die Öffentlichkeit bestimmten Darstellung entschließen konnte. Mehrere Andeutungen und skizzenhafte Vorentwürfe zeigen, daß das in dem Rosengartenaufsatz behandelte Problem ihn schon länger gereizt hatte und eine Lösung in dem später endgültig gefundenen Sinn ihm schon früh vorschwebte. Die Abhandlung über die Volkslieder weist am Schluß ihres ersten Teils (*Sommer und Winter*, III, 39) darauf hin, daß ein Teil der heimischen Heldensagen als ursprüngliche Naturmythen anzusehen seien. Er erprobt dann die Gültigkeit seiner Interpre-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tationsweise zunächst an örtlich begrenzten Sagen, namentlich an solchen schwäbischer Herkunft: Der feindselige Zusammenstoß zweier Lindwürmer, von dem man in der Nähe von Tübingen zu erzählen weiß, ist ihm ein Sinnbild der ungestüm tosenden Wasser zweier ungebändigter, zusammenströmender Flüsse (VIII, 336).

Der Aufsatz, zu dessen Beginn Uhland diese Deutung vorträgt, führt bereits den Titel: Dietrich von Bern, er war schon 1855 in Arbeit, (Br. IV, 139), zeigt aber noch den ausgesprochenen Charakter der Vorstudie. Die »wenig oder noch gar nicht erörterten Fragen«, auf die Uhland hier gestoßen ist, haben ihn zunächst verhindert, »auf den inneren Bestand der Dietrichsage einzugehen« (Br. IV, 144). So sieht er seine Aufgabe ähnlich wie in dem Aufsatz über Sigemund und Sigeferd einstweilen nur in der genauen örtlichen Abgrenzung und dem Nachweis der Verbreitung von Sagenzügen und Sagenfiguren. Es werden vor allem Zeugnisse über die Bekanntschaft des schwäbischen Ma.s mit dem Helden von Bern zusammengetragen. Der Literarhistoriker löst den Sagenforscher zeitweise ab, wenn Uhland hier endlich seine schon fast dreißig Jahre alte Theorie von Heinrich von Leinau als dem Vf. einer höfischer gehaltenen Vorstufe unseres Eckenliedes der Öffentlichkeit vorlegt. Briefliche Nachforschungen über das Geschlecht, dem der Dichter entstammen soll, haben ihm allerdings keine Förderung zuteil werden lassen. Man hat diese Hypothese nie so ganz nach Verdienst gewürdigt; der schwäbische Lokalpatriotismus, der dem alten Lassberg an ihr ganz besonders erfreulich erscheinen mochte, sollte nicht über ihren philologischen Scharfsinn hinwegtäuschen. Solch glücklich konjizierende Beschäftigung mit dem Text eines Denkmals ist sonst Uhlands Sache nicht.

Gleichwohl, bedeutsam für die sagentheoretischen Probleme wird der Aufsatz über Dietrich von Bern erst gegen den Schluß zu (VIII, 380), der skizzenhaft den Inhalt der Rosengartenstudie bereits vorwegnimmt: Dietrich, so hören wir hier, ist der mythische Friedensfürst, der Bauernkönig, der den Landmann schützt und fördert, indem er wilde Drachen und Riesen schlägt, die sich dessen Kulturarbeit hemmend in den Weg stellen. Sein Kampf gegen die dem Ackerbau feindlichen Mächte des Sturmwindes und des wilden Wassers erscheint in der HS unter denselben Bildern wie in der nordischen Mythologie der ewige Streit des Bauern- und Fruchtbarkeitsgottes Thor gegen die Elementargewalten. »Das stimmt nicht von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ungefähr.« Eine genaue Aufdeckung dieses Zusammenhangs lehnt UHLAND hier noch ab. Immer noch ist ihm Dietrich von Bern fest mit dem gotischen Sagenkreise verwachsen, der seine Drachenkämpfe in denen Wolfdietrichs und Ortnits vorgebildet hat; auch diesen beiden Helden werden nahe Beziehungen zu den Ackerbauern angedichtet. Doch läßt sich nicht verkennen, daß die relative Einschätzung der einzelnen Sphären und Gestalten des gotischen Zyklus sich gegen früher stark verschoben hat. Ehedem hat UHLAND, wie erinnerlich sein wird, der jüngsten gotischen Sagenstufe, als deren Mittelpunkt er eben Dietrich von Bern ansah, nur eine rein epische Ausprägung des alten mythischen Sagengutes zugestanden: der epische, vermenschlichte Ermanrich steht da dem Helden von Bern gegenüber, nicht mehr der mythische Drache. Den Gegensatz zwischen »epischer« und »mythischer« Sagenausgestaltung betonen auch die Altersaufsätze an mehreren Stellen (z. B. VIII, 517 F), aber die mythischen Elemente der jüngsten gotischen Sagenstufe sind nach UHLANDS nunmehriger Auffassung nicht mehr verblaßte Erinnerungen an die ältere und echtere Sagengestalt, nicht mehr unbedeutende Episode. Den Riesen- und Drachenkämpfen, die er früher als Fabeleien aus der Reihe der Jugendabenteuer Dietrichs gerne hinausinterpretiert hätte, schreibt er vielmehr jetzt zentrale Bedeutung zu.

Der Rosengarten zu Worms, 1861 in der Germania erschienen, unterrichtet über diesen neuen Standpunkt am ausführlichsten. Noch einmal bricht UHLANDS alte Liebe zum deutschen Volksepos, auch zu dessen künstlerisch belangloseren Ausläufern, mit Macht hervor. Einst hat er sich mit den Brüdern GRIMM gleichen Sinnes gewußt in der Bevorzugung der ungeglätteteren, volksmäßigen Gedichte der mhd. Periode, jetzt muß er eines dieser Gedichte gegen W. GRIMM, dessen Rosengartenausgabe ihm vorlag, in Schutz nehmen: Was den Rosengartenliedern »an mhd. Regel abgeht«, das ersetzen sie durch den frischen lebendigen Hauch, der sie durchweht. (VIII, 507.) Und auch in der Bewertung des Sagengehaltes weicht er stark von WILHELM ab: Diesem war (Einl. S. LXIX) »der Rosengarte seinem Inhalt nach Anwuchs der Sage, aber zugleich auch Erfindung, bei welcher Absichtlichkeit und Bewußtsein neben der unbewußten poetischen Kunst, welche zur Ergänzung und Erweiterung der Sage antreibt, in einer Vermischung mag gewirkt haben, deren gegenseitiges Verhältnis sich nicht bestimmen läßt«. Nach UHLAND bildet weder bewußte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch unbewußte jüngere Fabelei den Kern dieser Sage, er setzt einen uralten mythischen Keim voraus und macht hier zum ersten und einzigen Male Ernst mit der naturmythologischen Deutung eines Ausschnittes aus der HS. Wir kennen seine dabei angewandte Methode aus dem *Mythus von Thor*. Warum sollen die Riesen der HS nicht auch wie alle die Hrungnir, Thiassi usw. Verkörperungen der Naturgewalten darstellen, warum die Drachen der Dietrichsage nicht gleich dem Midgardswurm Sinnbilder wilden Wassers sein? Und damit nun, daß Dietrich von Bern in Deutschland ebenso typisch als Vernichter all dieser Wettermächte gilt, wie im Norden Thor, ist schon der Beweis erbracht, »daß der geschichtliche Dietrich von Bern zugleich Träger eines nicht unerheblichen Erbteils germanischer Göttersage, genauer der Sage vom Donner, geworden sei« (VIII, 515). Uhland betont, daß er damit nichts absolut Neues ausspreche. Die Sagenforschung, z.T. mit durch Uhlands eigene Thoruntersuchungen angeregt, hatte den Donnergott bereits mehrfach mit Dietrich zusammengestellt. Unter den Vorgängern, die er namhaft macht, fehlt nun aber derjenige, durch den Uhlands Anschauung zweifellos zuerst in dieser Richtung gelenkt worden ist, wenn er sich zunächst auch noch jahrzehntelang abweisend gegen dessen äußerliche Identifizierung von Gott und Held verhalten hat: Wer sollte dieser Vorgänger anders sein als Mone? Daß in Dietrich von Bern der alte deutsche Donnergott fortlebe, konnte Uhland schon *Gesch. d. H.* II, 322 behauptet und eingehend begründet finden.

In der näheren Ausdeutung der einheimischen Riesengestalten geht Uhland jetzt etwas schematischer zuwege als früher: Hrungnir war ihm das Felsgestein, Hymir der Frost, Thiassi der Sturm, Geirröd das schädliche Gewitter. Hier kennt er nur noch zwei Arten von riesischen Gewalten: Sturm und Flut. Die wenige Jahre vorher erschienenen Erklärungen der germanischen Riesenwesen durch seinen mythologischen Schüler Weinhold scheinen ohne Einfluß auf ihn geblieben zu sein. In scharfsinniger, allerdings der Fabelei der Thidrekssaga doch zu blind vertrauender Interpretation behandelt er in einem eigenen Anhang die riesische Sippe, an deren Spitze König Wilzinus steht und deren einzelne Vertreter sich ihm scheiden in Wasser- und Winddämonen[1]. Zu gezwungener Geistreichelei

[1] Auf einer kleinen Zahl undatierter Blätter hat Uhland, offenbar in genauem Anschluß an Punkt II B 1) a des Schemas die genealogisch verknüpften Sagengestalten Wilzinus, Wate und Wieland zu enträtseln gesucht. Sein Gewährsmann ist auch für diese

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sinkt diese Deutweise herab, wenn UHLAND mit ihrer Hilfe auch die schwankende Stellungnahme Wittichs und Heimes in den Kämpfen zwischen Dietrich und Ermanrich zu begründen sucht. Doch nicht alle seltsam anmutenden Gruppierungen unter den riesischen Streitern erklärt er auf solche Art: ohne die Annahme von Verwechslungen und willkürlichen Verschiebungen ist die Parteinahme der riesenhaften Söhne und Enkel des Wilzinus vor allem in der nordischen Sagenversion nicht zu verstehen. Fasolt, z. B., der Sturmdämon, erscheint in der Thidrekssaga gewiß unursprünglich auf der Seite seines sonstigen Todfeindes Dietrich.

Stellt dieser lose angehängte Schlußteil des Aufsatzes gleichsam eine Nutzanwendung der mythologischen Grundanschauungen auf die deutsche HS dar, die sich UHLAND durch jahrelange Beschäftigung mit den nordischen Göttererzählungen erarbeitet hat, so kommen dieser in dem Hauptteil der Untersuchung die Früchte eines anderen, ebenso eifrig bebauten UHLANDschen Arbeitsfeldes zugute: Erst durch das Studium des deutschen Volkslieds, seiner typischen Formen und Inhalte, hat sich ihm das volle Verständnis für den Rosengartenkampf als solchen erschlossen. Und wie er vorher in dem Germaniaaufsatz *Sommer und Winter* die populäre Vor- und Darstellung eines Kampfes zwischen den Jahreszeiten durch die volksmäßige Lieddichtung verfolgt hat, so glaubt er jetzt deren Spuren

---

Naturwesen wie für die des Beowulf MÜLLENHOFF, dessen Aufsatz ZfdA. VI, 62 zitiert wird. (Die betr. Ausführungen sind also jedenfalls nach 1852 niedergeschrieben.) Wilzinus hat mit den Wilzen ursprünglich nichts zu tun, er ist ein ort- und zeitloses unhistorisches Wesen, der Gatte der See (d. h. einer *saekona*), der Vater der Wellen und Stürme, also wohl der allumfassende Himmelsgott, *wolkno druhtin*, mit diesen etymologisch verwandt, ein deutscher Wolko oder Wulching. Die Deutung, die MÜLLENHOFF für den Sohn Wade gegeben hat, wird dahin präzisiert, daß dieser die Ebbe bedeute, die Zeit also, in der man die Flut durchwaten kann; der schlafende und schnarchende Wate der Thidrekssaga bedeutet die unbewegte, nur fernhin rauschende Meeresfläche der Ebbezeit. Genau dem Bilde treu erleidet die Ebbe ihren Untergang durch Sturmflut und Regen. Bedenklicher ist die Erklärung Wielands, der in Gesellschaft Wades erscheint, bald auf dessen Schulter sitzend, bald tief im Felsen verborgen: er ist die periodische Begleiterscheinung der Ebbe und bedeutet das Mondlicht. — Ein paar andere Bogen, die der Ergründung der speziellen Natur dieses Riesensohnes gewidmet sind, stempeln seine Sage zu einem Lichtmythus. In eine nähere Erklärung dafür tritt UHLAND nicht mehr ein, er erwähnt als Stütze seiner Ansicht nur noch die etymologische Ableitung des Namens Nidudr. Dieser Hauptfeind Wielands bedeutet nicht einen Neidhart, sondern sein Name hängt zusammen mit *nidr*, der abnehmende Mond. — Damit sind wir wieder ganz in die auf diesem Gebiete gänzlich unfruchtbare Methode des Mythus von Thor geraten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch in dem mhd. Volksepos nachweisen zu können. Damit scheint ihm zugleich der beste Beweis für die ehrwürdige, heidnische Altertümlichkeit dieses Brauchs erbracht zu sein. Schon der Schauplatz des Streits zwischen Dietrich und den Riesen ist ihm bedeutungsvoll: Der im Frühlingsglanz erblühende Rosengarten ist das typische Lokal des Kampfes zwischen dem abziehenden Winter und dem sieghaft auftretenden Sommer. Der allerursprünglichste Sinn dieses Kampfes scheint zwar in der mhd. Dichtung verblaßt zu sein: es treten nicht mehr deutlich kennbare Winterdämonen auf, nur noch gelehrte Forschung vermag die ehemaligen Flut- und Sturmriesen zu erkennen, und ihr Überwinder ist auch nicht mehr der Gott der Sommerkraft und des fruchtverheißenden Donners. Ein irdischer, christlicher Held hat den letzteren ablösen müssen, und mit ihm, mit Dietrich von Bern ist die alte natursymbolische Sage vom Frühjahrskampf der Jahreszeitenmächte im Rosengarten ihres mythischen Gewandes ganz entkleidet worden, sie mußte sich in das halbhöfische Gewand des gotischen Sagenkreises einschnüren lassen, um fortbestehen zu können. Dietrich steht nun auch natürlich nicht mehr allein den vielen Feinden gegenüber, und damit, daß man sein Gefolge hineinzog, mußte man auf der anderen Seite alle seine aus der Sage bekannten Gegenspieler vereinigen[1].

In anderen Gedichten des Dietrichkreises hat sich nach Uhlands Meinung das mythische Gepräge noch besser gehalten, vor allem in denen die ins Tiroler Gebirg führen; so im Eckenlied und selbst in den Gedichten von Dietrichs Drachenkämpfen. Aus dem überladenen Wirrsal der letzteren weiß er feinfühlig die echte Gebirgsstimmung herauszuspüren, lebhaft empfundene und vergegenwärtigte Scheu vor der wilden tiroler Waldeinsamkeit, in der der tosende Gießbach wohl wie ein jäh hervorbrechender Drache, der tannenknickende Sturm wie ein riesischer Urwald-

[1] Auch die Wildiferepisode der Thidrekssaga und das nahverwandte niederl. Bruchstück vom Bär Wisselaue erfahren eine jahreszeitliche Deutung. Der Sieg des Sommers über den Winter erscheint in einer uralten dramatischen Vorstellung — die Uhland in Übereinstimmung mit J. Grimm annimmt — als Bezwingung des Eisbären durch den Waldbären (VIII, 508—14). Der Name Wildifer wird hier nach Grimm als wild-pero erklärt, während Uhland diesen Helden früher nach einer anderen Namensableitung in die Reihe der Landflüchtigen, der Iringe oder Ebiringe und dem rätselhaften mhd. Abor zur Seite gestellt hat. (*Schw. Sagenk.* VIII, 237). Dies ist ein Einzelargument für die ständige Fortentwickelungsfähigkeit der Uhlandschen Anschauungen auch im Alter.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bewohner erscheinen mag. Den tiroler Rosengarten möchte UHLAND in gleichem Sinn aufgefaßt wissen wie den zu Worms: Auch hier ein halbverklungener Nachhall eines dereinst von höheren Kräften geführten, mythischen Jahreszeitenkampfes. Das nähere Verhältnis des großen und kleinen Rosensgartens bleibt unerörtert.

Es sind Bruchstücke einer offenbar wohlgefestigten und ausgebauten Theorie der HS, die UHLAND hier vorführt. Wir müssen uns gleichwohl die Frage vorlegen, ob sich diese fragmentarischen Andeutungen mit dem System vereinigen lassen, zu dem er sich 30 Jahre früher in den Vorlesungen bekannt hatte. Schon ein einziges kurzes Wort kann darüber belehren: »Mit der Umwandlung deutscher Göttersage zum Heldenlied vertrug sich überhaupt nicht die Fortdauer eines reinmythischen Gepräges« — so steht S. 529. Nun wurde oben mit all dem Nachdruck, den UHLANDS in dieser Hinsicht besonders kräftig formulierte Thesen notwendig machten, darauf hingewiesen, daß nach seinen 1830, verstärkt dann 1832 verkündigten und im *Mythus von Thor* wiederaufgenommenen Anschauungen nie und nimmer die HS aus gesunkener Göttersage entstanden sein kann; vielmehr, so sagte er ehemals, Götter- und Heldensage gehen zusammen, ergänzen sich, sind aber keineswegs ursprünglich identisch. Weder im odinischen, noch im persisch-gotischen Mythenkreis ist ein Gott jemals zum Helden herabgesunken: Der Gott zog sich aus der Sage zurück, verschwand, aber wurde nicht vermenschlicht. Freilich, die Konzession an MONE und v. d. HAGEN hat sich in UHLANDS Theorie von Anfang an gefunden, daß die mythischen Gestalten allmählich episches Gepräge angenommen haben sollen. Und auch die etymologische Spielerei mit dem Namen Ermanrich-Ahriman stellt eine kleine Inkonsequenz in der Durchführung dieses Grundsatzes dar.

Jetzt aber, in diesem Aufsatz der beginnenden 60er Jahre, nimmt UHLAND nicht nur ohne Bedenken die damals so weit fortgewiesene Identifikation von Gott und Held vor, sondern er zerstört auch sein ganzes früheres Sagengebäude, indem er den Asathor, eine Göttergestalt des odinischen Kreises also, mit Dietrich, der menschlichen Hauptfigur des gotischen Zyklus, gleichsetzt. Die tiefe Kluft zwischen den beiden Sagensphären ist damit überbrückt, die Deutung der Wolfdietrichsage, die ganze persische Theorie fällt über den Haufen und von dem so fein ersonnenen System von 1830 bleibt schlechterdings nichts mehr bestehen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie einst Mone, so scheint vielmehr auch Uhland jetzt als Hauptgott der fränkischen Mythen Odin, der gotischen Thor annehmen zu wollen.

Die ethische Scheidung hat vollends den Boden unter den Füßen verloren, und doch kann sich Uhland anscheinend nur schwer von ihr trennen; er betont auf ungedruckten Blättern zur HS mehrmals, daß Gut- und Bösesein auch nach der in der HS zutagetretenden Ansicht der Nordleute nicht als Verdienst oder Schuld und Schande gewertet würden, sondern als Schicksal, als Glücks- oder Unglücksfügung. Eine spezielle moralische Belastung oder nach diesem Prinzipe hinwiederum Entlastung Siegfrieds nimmt er nicht an. Dagegen kann er seine besondere Freude an der tiefsittlichen Erscheinung Dietrichs von Bern auch in dem kurzen Schema nicht bergen und rückt diesen »Vertreter des milderen gotischen Geistes«, diesen »weitherzigen Volkskönig«, in stärksten Gegensatz zu dem »selbstsüchtigen Stammgeiste der Welisunge und Nibelunge«.

Uhlands jetzige Theorie findet zwischen historischen und altreligiösen Elementen, zwischen Mythus und HS viel engere Zusammenhänge als ehemals, sucht diese aber auf ganz anderem Gebiete; so wenig man sich mit der endgültigen Erklärung, die er für Dietrich als vermenschlichten Donnergott aufstellt, wird zufriedengeben können, eine entschiedene Klärung gegen früher ist doch insofern zu bemerken, als die Deutung des eigentlichen Kernes der Dietrichsage, ihrer historisch fundierten Bestandteile nämlich, sich jetzt von jedem mythischen Einschlage frei hält.

Seine Achtung vor der Ursprünglichkeit des im Alphart, in der Flucht, der Rabenschlacht usw. Erzählten ist allerdings nicht gewachsen. All diese Gedichte »zehren von anderwärtiger, älterer Sage«, und auch hier tritt wieder die Anschauung zutage, daß diese Gestalten und Konflikte hauptsächlich aus den Erzählungen von Wolfdietrich übernommen seien. Nur eine dominierende Persönlichkeit der jetzigen Dietrichsage entbehrt in diesen älteren Berichten der Entsprechung: Ermanrich — denn über die von ihm ehedem vorgenommene Identifizierung dieses bösen Königs mit Wolfdietrichs bösem Drachen mag Uhland jetzt selbst gelächelt haben. Wenn er auch jetzt noch die Einzelheiten der Kämpfe Dietrichs mit Ermenrich als jüngere, unoriginelle Auswüchse erklärt, so enthebt ihn dies nicht der Verpflichtung, dem größen Gegenspieler des Helden von Bern kritisch nahezutreten und Beschaffenheit und Charakter seiner ursprünglichen Sage zu prüfen. Diese Aufgabe, die er sich zuerst in Abschnitt II B Punkt 2 a

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Schemas gestellt hatte, sucht eine handschriftlich erhaltene Abhandlung mit dem Titel Ermenrich gerecht zu werden.

Dieser Aufsatz ist als einziger aus dieser Sphäre in abgeschlossener Gestalt auf uns gekommen. Dennoch bietet er weniger als man erhoffen möchte, er kann als die schwächste unter den großen sagenkritischen Arbeiten UHLANDS bezeichnet werden und ist wohl aus dieser Empfindung heraus nicht der Aufnahme in die Schriften gewürdigt worden. Die 25 Folioblätter, die er umfaßt, sagen dem Leser nicht allzuviel Neues, sie enthalten der Hauptsache nach eine sehr weitschweifige vergleichende Quellenübersicht. Nicht als ob es bei dieser an Überraschungen fehlte: Neben längst bekannten und in ihrer Bedeutsamkeit z. T. überschätzten (z. B. *Vidsid*) Belegstellen erscheint plötzlich als Nachklang und Nachkömmling der Ermenrichsage die spanische Geschichte von den sieben Infanten von Lara, die UHLAND aus den Anfängen seiner Volksliedstudien vertraut war. Er weiß einsichtig über die Möglichkeit eines Fortlebens alten gotischen Sagengutes in Spanien zu handeln, zu dem er triftig die Überlieferung von dem letzten Goten Rodrigo nicht rechnet: Im gegenwärtigen Fall aber hat er ohne Zweifel die Ähnlichkeit der spanischen und der deutschen Überlieferung von den kriegerisch munteren Jünglingen, die niedriger Verwandtenmißgunst zum Opfer fallen, überschätzt.

Es sind also die Harlunge, die er im fernen Westen fortleben sieht; auf sie konzentriert sich denn auch sonst sein Interesse bei der Analyse. Nicht die Gewalttat gegen Swanhild, am allerwenigsten die viel jüngere gegen Dietrich von Bern ist ihm der Kern der Sage. Stellt er doch an die Spitze seiner Betrachtungen die eindringliche Versicherung, »daß es eine selbständige Ermenrichsage gab, die mit Dietrich von Bern noch unbeteiligt, vielmehr einer früheren Sagenschichte des Amalerstammes zugewandt war und auch in der nachmaligen Mischung noch immerfort erkennbar ist«. Man sollte nun denken, daß UHLAND sich um die Herausschälung einer liedmäßigen Fabel bemühte, wie sie der bereits 1830 in der Vorlesung ausgesprochenen schönen und in die Zukunft weisenden Theorie entspräche (cf. I, 401 ff., 442 ff.); daß er einen wirklich schlagkräftigen Sageninhalt, ein die poetische Behandlung herausforderndes punctum saliens auffände. Aber nichts davon. Seine verhängnisvolle neue Methode hat zuviel Macht über ihn gewonnen, als daß das gesunde poetische Empfinden, das er früher für die Existenzmöglichkeit einer Sage und eines Liedes be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sessen hat, das letzte Wort sprechen dürfte. Wenn der Sageninhalt, auf den er bei seinen kritischen Zerlegungen stößt, eine hübsche sinnbildliche Deutung ermöglicht, dann sind seine Bedürfnisse hinlänglich befriedigt.

Was braucht er also lange nach einem Sageninhalte zu forschen? Ermenrich ist der Geschichte der große Gewaltherrscher, der die widerwilligen Nachbarstämme unter seine Botmäßigkeit beugt, durch diese Tyrannei aber den Grund zum Verderben des Volkes und Reiches legt, das künstlich und durch Zwang zusammengehalten in sich zerfällt, als es gilt, dem starken Ansturme der Hunnen zu widerstehen. Die Sage nennt den Ermenrich einen Verwandtenmörder, der seine nächsten Angehörigen, statt sie zu Stützen des Thrones zu verwenden, gewaltsam beseitigen läßt und der schließlich in all seiner Macht schmählich verstümmelt und zur Wehrlosigkeit verurteilt zugrunde geht. Was Geschichte und Sage berichten, ist in Uhlands Augen genau ein und dasselbe, die Sage die ins Persönliche, Sinnbildliche gewandte Geschichte. An Stelle der den Goten verwandten Völker treten Verwandte des Ermenrich. Speziell wird die von Jordanes berichtete *Herulorum caedes* ersetzt durch *der Harlunge tôt*[1]. So unterwühlt Ermenrich seine Herrschaft, er bringt aber auch seine Untertanen zur Empörung gegen sich, die Rosomonen rebellieren und machen das Reich wehrlos, indem sie seinen Bestand und seine Macht verstümmeln — sinnbildlich ausgedrückt: indem sie dem Könige Hände und Füße abhauen. Auch der grauenvolle Tod Ermenrichs in der deutschen Sage, die Zerrüttung seiner Eingeweide, will als Sinnbild »nicht bloß der zerrissenen Blutsbande, sondern auch seiner schmachvoll aufgelösten Allgewalt aufgefaßt werden«. Minder überraschend und wohl auch minder verstimmend als diese Ausdeutung der Katastrophe unserer Sage wird den Kenner der Uhlandschen Schriften das berühren, was der Forscher über die geschichtlich-mythischen Grundlagen einer anderen Ermenrichfabel zu berichten weiß, die sich auch flüchtig mit dem Namen der Harlunge verknüpft. Den Schatz des Ermenrich, den Heime (nach Uhlands Deutung nicht ihm, sondern für ihn) raubt, hat schon der *Mythus von Odin* (VI, 182 ff.) erklärt als den Bernstein, die Brosingen, nach denen er benannt ist, als die alten Preußen oder als jene Ästen, die dem Theoderich in dieser Form ihren Tribut dargebracht haben. Auch das nordische Brisingamen, Freyjas Hals-

[1] Bekanntlich eine schon von J. Grimm *Geschichte der deutschen Sprache* S. 472 und vorher von Mone, s. o. S. 24, vorgenommene Gleichsetzung.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schmuck, die »glänzende Meerniere« in der Sprache der Skalden, wird von UHLAND mit dem Bernstein identifiziert — nicht aber mit dem Schatz des Ermenrich, wodurch er die ganze verstiegene Phantastik des späteren MÜLLENHOFFschen Aufsatzes über Frigg und den Halsbandmythus von sich fernhält.

Die Beziehung des Schatzes zu den Harlungen bleibt dabei freilich unerklärt, was für UHLAND selbst um so unbefriedigender sein mußte, als die schmachvoll endenden Neffen des Gewaltherrschers von Anfang an Hauptinteresse und Sympathie des Sagenerklärers auf sich gezogen hatten. Wir besitzen nicht nur einen Aufsatzentwurf des Nachlasses, der von dem wackeren Hüter dieser beiden Zwillinge seinen Ausgang nimmt, sondern können auch aus dem Briefwechsel verfolgen, wie der große Gotentyrann den Getreuen Eckart allmählich und fast wider Willen des Autors aus dem Mittelpunkte des Aufsatzes verdrängt hat. 1855 bereits erwogen, erscheint die Abhandlung 1857 PFEIFFER gegenüber noch unter dem älteren Titel, doch wird bereits das Überwiegen der Ermenrichprobleme betont (Br. IV, 175, 186). Vielleicht wollte UHLAND, der jetzt nur in den allgemeinsten Zügen der räumlichen Verbreitung der Sage nachzugehen trachtet, auch hier ursprünglich von örtlich fixierten Vorstellungen ausgehen und, wie es später PANZER getan hat, die Harlungen samt ihrem Meister in ihrer Heimat aufspüren und von da aus den Lebenslauf der Sage verfolgen.

Deutlicher noch schimmert ein solcher Vorsatz, auch hier freilich nicht völlig zur Tat geworden, durch in dem letzten Aufsatz aus unserem Gebiet, den wir von UHLAND besitzen. Hier unterschreiben wir vollauf das »leider«, mit dem PFEIFFER den fragmentarischen Charakter des zu Papier Gebrachten feststellt. Wäre die Abhandlung über den Wasgenstein vollendet worden, so hätten wir in ihr ein weit höher stehendes Dokument des UHLANDschen Altersfleißes und -spürsinnes zu bewundern, als in allen anderen Skizzen jener Zeit zusammengenommen, zumal in dem ledernen *Ermenrich*. Sie greift an einem Punkt ein, wo die Andeutungen des Schemas am erklärungs- und ergänzungsbedürftigsten erscheinen mochten. I B 2: Burgundensage. a. Sageninhalt (Walther und Hildegund), b. Historisches; so stand zu lesen. Diese Einreihung der bekannten Gestalten mochte manchem überraschend kommen. Wie hat UHLAND sie zu rechtfertigen verstanden?

Der Aufsatz nimmt nicht, wie man erwartet, von jenem durch den Forscher selbst bekanntlich liebevoll in Augenschein genommenen Vogesen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

punkte seinen Ausgang, aber er bewegt sich, wie man sagen kann, von allen Seiten her auf diesen zu, so daß er, nach der Meinung des Interpreten mit voller Berechtigung, tatsächlich den Mittelpunkt der Untersuchung bildet.

Äußerlich beginnt die Darstellung mit den Schicksalen Walthers und Hildegunds, deren Erzählung bei Ekkehard Uhland sofort mit ungewohnter kritischer Schärfe zu Leibe geht. Mit kräftigem Schnitte scheidet er zwei deutlich auseinanderfallende Abteilungen: die eine spielt im Hunnenlande, die andere im Wasgau. Das Gedicht zeigt bereits völlige Vermengung zweier von Haus aus nicht zusammengehöriger Sagenkreise. »Burgunden, Nibelunge, Rheinfranken hausen gleichbedeutend zu Worms.« Was im Rahmen der Wölsungen-Nibelungensage nicht restlos möglich war, das soll hier versucht werden, die Feststellung des Inhalts der ehemaligen reinen, nicht nibelungisch beeinflußten Burgundensage. Das Resultat von Uhlands hier frisch zugreifender historischer Untersuchung ist dieses: »Aus der Geschichte der nach Gallien eingewanderten Burgunden erwuchs in Sage und Liedern eine in sich abgerundete Überlieferung vom Untergange des Königsstammes, dessen Ahnherr Gibico und dessen leuchtendster Name Gunthari war, durch des Hunnenkönigs Attila kriegerische Übermacht, aber auch von der blutigen Rachetat, welche die von Attila als Kriegsbeute hinweggeführte und zu seiner Genossin bestimmte Tochter jenes burgundischen Königshauses in der Nacht des Hochzeitsfestes an dem verhaßten Gewaltherrscher vollführte.« Diese Hildico nun ist keine andere als die Hildegund des St. Gallischen Gedichtes, deren alte Sagenfunktion jetzt freilich unendlich abgeschwächt ist, aber, wie Uhland doch nachweisen möchte, nicht völlig geschwunden erscheint; es ist wenigstens das historische Verhältnis der Geiselschaft der burgundischen Königstochter und ihrer gewaltsamen Befreiung daraus geblieben, im übrigen aber hat die Sage, im Norden in ihrer ganzen Strenge gewahrt, »ein heldenhaft heiteres Gepräge erhalten«.

Im ersten, hunnisch-burgundischen Teil der Sage muß Hildegund, im zweiten Walther der Gegenstand der Forschung sein. Uhland macht sich die gebräuchliche Interpretation zu eigen, die Walther vom Wasgenstein als irrtümlich in das Waskenland verpflanzt ansieht; über die Heimat des so, wie Uhland witzelt, von der Sage mit Luftschlössern in Spanien belehnten Helden ist durch diese Bezeichnung nichts ausgesagt. Bedeutsamer ist die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Benennung der mhd. Denkmäler: Walther ist ihnen ein *Lengesaere*, aus Langres, wie ja auch die alte Klostersage den Helden in Novalese enden läßt; beides Orte, die ebenso wie Hildegunds Heimat Chalons auf altburgundisches Gebiet verweisen und ein deutliches Zeugnis für die ursprüngliche Herkunft der Sage ablegen. Mehr aber fühlt sich Uhland gefesselt durch den Ort, der nicht Walthers Geburt, sondern seine hauptsächliche Tat zum Schauplatze hat. Wieder einmal, zum letzten Male, verdankt er Mone eine grundlegende Anregung. Dieser noch immer geschätzte Gewährsmann hatte 1856 auf den elsässischen Wasgenstein als den zweifellosen Schauplatz der Kämpfe des Manufortis verwiesen, und Uhland schließt sich ihm auf Grund vieler äußerer Wahrscheinlichkeitskriterien, aber auch der Autopsie an. Der Framont, auf den J. Grimm und andere geraten hatten, ist ihm zu abgelegen[1].

Die Besichtigung dieses Punktes scheint auf Uhland ungemein überzeugend gewirkt zu haben. Anschaulich läßt sein Aufsatz das Bild des rauhen Waldgipfels erstehen; und so sicher ist ihm der Zusammenhang zwischen Örtlichkeit und Sage, daß er jene direkt zur entstehungsgeschichtlichen Erklärung von dieser in Anspruch nimmt. Die Kampferzählung ist eine Ortssage, aus der Betrachtung der Lokalität heraus erst ersonnen und dann ausgebaut. »Was die Gelegenheit des Ortes zu dichterischer Gestaltung darbot, ist frischen Sinnes erkannt und mit Geschick verwertet worden.«

Natürlich ist damit aber nur erklärt, daß hier ein einzelner Tapferer sich siegreich gegen eine ganze Schar von Feinden zu erwehren weiß, nicht aber, daß dieser Held Walther von Langres heißt und an der Spitze seiner Widersacher König Gunther und dessen Vasall Hagen erscheinen. Auch die in diesem Zusammenhang auftauchenden und von Uhland gemusterten typischen Züge der Brautraubsage ergeben für eine solche Erklärung nichts. Zudem sind diese hier sehr verwischt, da ja die Hunnen nicht mehr als Verfolger der Geraubten und des Räubers erscheinen. Wie soll man sich vor allem das seltsame Phänomen zurechtlegen, daß der Burgundenkönig Gunther die Rolle des Verfolgers der Burgundin Hildegund übernimmt? Auch bei der Beantwortung dieser Frage zeigt sich des Forschers fest eingewurzelter Glaube an die Bedeutung des Örtlichen nicht nur in

[1] Über die Geschichte dieser Theorie vgl. Mehlis Waltharisage und Wasgenstein, Neustadt a. H. 1912.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Sage, sondern in der Sage überhaupt. Die Nibelungensage haftete an Worms, Worms war seit Jahrhunderten als fränkische Stadt bekannt, mochte sie einst auch burgundisch gewesen sein. König Gunther war also für das Bewußtsein des 10. Jahrhunderts bereits ein fränkischer Herrscher, was ja im *Waltharius* auch direkt ausgesprochen ist. Das engere Gebiet nun, an das sich die spezielle Sagenbildung geknüpft hat, jene rheinische Vogesenpartien, sind längere Zeit Schauplatz der langsamen Verdrängung der Burgunden durch die Franken gewesen. Wenn die Burgundin Hildegund dort mit dem Frankenkönige Gunther zusammentrifft, so kann das also nicht anders als feindlich geschehen. Nicht der ehemalige Kampf der Flüchtlinge mit den Mannen Etzels ist hier verwandelt in einen solchen mit Gunther und den Seinen, nicht die oberflächlichen Vorwände, die jetzt die Verfolgung motivieren, sind die ursprünglichen Ursachen des Zusammenstoßes, sondern dieser trug einst rein politischen Charakter: in einer solchen Gegend mußte ein Aufeinanderprallen dieser Nationalitäten erfolgen.

Uhland geht aber noch einen Schritt weiter in der historisch-ethnographischen Begründung des Sagenkreises. Zur Zeit der Abfassung des *Waltharius* lag die allmähliche Verdrängung der Burgunden schon lange Jahrhunderte zurück. Sollte der hier geschilderte Völkerkonflikt noch aus wirklich lebendigem Bewußtsein dargestellt sein, so war an zeitlich näher liegende politische Konstellationen anzuknüpfen. Eine solche bot sich dar in der Karolingerzeit. Das kerlingsche Reich (cf. die Bezeichnung Walther von Kerlingen) des Ludwigssohnes Karl umfaßte Burgund mit Chalons und Langres, Aquitanien und Wasconien — also alle Landschaften, die jemals als Heimat Walthers und Hildegunds gegolten haben, während als Bestandteile des lotharingischen Reiches oftmals und mit Nachdruck bezeugt sind Wormsfeld, Speyer, Metz — also die Heimatsorte Gunthers und seiner Gefolgsleute.

Der Wasgenwald hat in dieser Zeit, vor allem unter Ludwig dem Frommen, eine wichtige Rolle in der Kaisergeschichte gespielt: jeden Herbst pflegten dort die kaiserlichen Jagden stattzufinden, und so ist auch Ludwig häufig, wie hier Gunther, von Worms in den Wasgenwald geritten.

Hier bricht die Abhandlung ab, oder, richtiger gesagt, sie versiegt und versandet. Ein lehrreicher, offenbar typischer Fall für Uhlands wissenschaftliche Arbeitsweise: Wir sehen ihn in der Fülle des selbstausgebrei-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use

teten Stoffes ersticken und nach übermäßiger Anhäufung quellenmäßigen gelehrten Materials die Lust an der Fortführung verlieren. 20 enggeschriebene Folioseiten umfaßt eine Anmerkung, die diese wichtige Rolle des Wasgenwaldes in der Geschichte des karolingischen Hauses darlegen soll! Man möchte vermuten, daß der Autor mit dieser unmäßigen Fülle von Belegen auf ein weiteres Ziel zulenkte; ein Ratharius, den er gelegentlich unterstreichend heraushebt, sollte ihm vielleicht aus dem Gestrüppe des Wasgenwalds, in das er sich hier verfangen zeigt, den Weg zu seinem ursprünglichen Ausgangspunkt Waltharius wieder bahnen. Aber er legt müde die Feder aus der Hand, als er seine Historiker vollends ausgeschrieben hat, und läßt uns das Nachsehen und das Bedauern über den vorzeitigen Abbruch einer zweifellos an fördernden Ermittelungen und Einfällen reichen Arbeit. Wohin er steuerte, wissen wir nicht. Da wir die Zeit der Niederschrift nicht genau kennen, ist auch der Umfang des noch zu verwertenden Quellenmaterials unbekannt. Im Jahre 1861 hat er brieflich den ags. *Valdere* noch freudig begrüßen können. Die Abhandlung erwähnt ihn nicht.

Ein seltsames Zusammentreffen läßt UHLANDS Ausführungen jedesmal dort abbrechen, wo es sich um die Erklärung des fränkisch-burgundischen, speziell wormsischen Heldenkreises handelt. Die Erklärung der deutschen Gestalt der Nibelungensage, in der Hagen dominiert, ist er uns schuldig geblieben, und ebensowenig ist diesem Helden neben Waltharius irgendwelche Beachtung geschenkt. Oder ist dies vielleicht doch kein Zufall und läßt innere Unsicherheit den Forscher, sooft er in den Bannkreis des *Hagano spinosus* eintritt, verstummen?

Hier bleibt eine beträchtliche Lücke in dem UHLANDschen HS-bau oder zum mindesten in unserer Kenntnis desselben. Nehmen wir hinzu, daß die geradezu kläglich dürftigen Notizen des Schemas über Otnit und Wolfdietrich uns vollkommen im Unklaren lassen über die jetzige Auffassung des Sagenforschers von seinem ehemaligen Lieblinge, so ist die Zahl der erheblichen Ausfälle erschöpft. So ziemlich alle übrigen Partien, die die Disposition vorsieht, sind uns in irgend einer Form überkommen und, sonderbar, ausgerechnet die vier Anhänge zum ersten Teil: Dichtertrank, Helgisage, Dornröschen, Iring haben sogar den Vorzug der Drucklegung, freilich in sehr zerstreuten Zusammenhängen, erfahren. Die Form, in der uns die Sagenforschungen entgegentreten, liefert allerdings bereits

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen Beweis dafür, daß Uhland an der Ausführung des großen, im Schema feststehenden HS-Werkes verhältnismäßig schnell verzweifelt sein muß. Nicht nur für uns bilden die vier vollendeten und zwei fragmentarischen Einzelaufsätze, die nach 1854 fallen, einen dürftigen Ersatz für die reiche systematische Fülle des geplanten umfassenden Werkes, sondern auch für ihren Vf. selbst sollten sie einen solchen darstellen. Die Abfassung und nun gar die Veröffentlichung von Bruchstücken war gleichbedeutend mit dem Verzicht auf das Gesamtwerk. Mit Frau Uhland (L. 447) wird man es als ein Zeichen der beginnenden resignierten Einsicht in seine Unfähigkeit zum Abschließen und Fertigmachen ansehen, daß er überhaupt Bruchstücke seiner HS-Arbeiten dem Publikum unterbreitet hat (cf. auch Br. IV, 189) — ein Ansinnen, gegen das er sich noch sträubte, als es vom Hg. der werdenden Zeitschrift für deutsches Altertum an ihn gestellt wurde, dem er aber nachgab, als Pfeiffer es im Namen der Germania wiederholte.

Freilich kam noch ein anderes hinzu, um Uhland an der Vollendung eines größeren Werkes aus diesem Gebiete zu hindern: es fehlte ihm, wie schon gesagt, an lebendiger germanistischer Anregung. Als Kenner und Sammler des Volksliedes, teilweise auch als Mythologe, hatte er sich den Beifall und die Unterstützung vieler errungen. Als HS-Forscher ging er gar zu abgelegene und eigenwillig gebahnte Pfade, der Kontakt mit dem Publikum und selbst mit den engeren Fachgenossen fehlte so gut wie völlig. Kann sein, daß die ersten Aufsätze als Fühler gedacht waren, die die Stimmung der damaligen Germanistik für den Charakter seiner Forschung prüfen, für sie Propaganda machen sollten. Die Fremdheit gegenüber dem Publikum drückte ihn sichtlich, es gab nur noch wenige, auf die er zu wirken hoffte und wünschte. Und da traf es sich 1859 zum Unglück, daß ihm sein bester und erwünschtester künftiger Leser wegstarb. Das war kein anderer als W. Grimm, dessen »treffliches Buch über die HS zu täglicher treuester Beratung bei einsamen Studien dieses Bereiches vor ihm« zu liegen pflegte. (Br. IV, 268.) »Für wen schreibt man denn«, so fragt er den Bruder des Verstorbenen in demselben warmherzigen Kondolenzbriefe, »wenn nicht für diejenigen, denen man am meisten vertraut?« — Einst, 1829, hatte die ungewollte Konkurrenz Wilhelms ihm das Konzept und wohl auch ein wenig die Freude ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dorben, jetzt, nach dreißig Jahren, dessen Tod, durch den er auch die eigenen Schwingen gelähmt fühlt.

1857, mit dem Aufsatz über Sigemund und Sigeferd, setzt diese letzte Phase der Beschäftigung mit der HS ein. Nach einem Brief an PFEIFFER (Br. IV. 189) möchte er sich ausdrücklich das Recht des Wiederabdruckes seiner Monographien in einem späteren Gesamtwerke vorbehalten, aber er spricht das in einer Form aus, die seine eigenen Zweifel durchklingen läßt. Der Ermenrichaufsatz, auf den über Dietrich von Bern und den kurzen letzten Ansatz zu *Brünhild und Kriemhild* folgend, ist vom Dezember 59 datiert, ging also den Ausführungen über den Rosengarten voran. Aber wenn wir Frau Uhlands Zeugnis trauen dürfen — und warum sollten wir ihm gerade hier den Glauben versagen? — hat er sich bei der uns vorliegenden und ihn selbst offenbar nicht recht ansprechenden Form des Aufsatzes nicht beruhigt, sondern den Stoff als unerledigt weiter in sich herumgetragen. Es ist rührend zu lesen, wie der bereits Schwerkranke noch im März 1862 (L. 473) in seinen Fieberphantasien den Drang nach Vollendung der begonnenen Studien nicht loszuwerden vermag. »Der Ermenarich hat mich wieder nicht schlafen lassen! klagte er einigemal des Morgens« — so berichtet die treue Pflegerin. Gleich seinem alten Freunde Wolfdietrich mußte UHLAND also in den Nächten vor seinem Tode mit Helden aufs neue ringen, die er längst bezwungen zu haben meinte.

Noch während seines letzten Erholungsaufenthalts in Jaxtfeld hat er neben den *Toten von Lustnau* (die allerdings im Februar äußerlich abgeschlossen worden waren) die beiden Aufsätze über Walther und über Ermanrich zur Überarbeitung vorgenommen: im Gegensatz zu dem leichter zu bewältigenden kleinen Ausschnitt aus der heimischen Überlieferung war keinem der beiden HS-Thematen die Vollendung beschieden. Ein Spiel des Zufalls aber ließ ihn seine so lange und reiche Beschäftigung mit der HS bei denselben Stoffen und Gestalten abbrechen, von denen seine Jugendbegeisterung ihren Ausgang genommen hatte. Daß die Persönlichkeiten des *Waltharius* zuerst in seiner Seele diejenigen des klassischen Altertums verblassen ließen, wurde eingangs erwähnt. Nach KELLERS schwach gestützter Datierung hätte ein Ausschnitt aus der Ermanrichsage einen seiner ersten dramatischen Versuche inspiriert. Aber auch wenn dieser, wie wahrscheinlich, später fällt, wissen wir, daß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Uhland bereits nach der ersten Lektüre des gedruckten Heldenbuchs lebhaft gerade mit den von Ermanrich verfolgten Helden sympathisiert hat. Was er sich damals in der Jugend gewünscht, warmes Einleben in den deutschen Heldengeist der Vergangenheit und erschöpfende Kenntnis von dessen literarischen Ausstrahlungen, das hatte er im Alter die Fülle, und dieser reiche persönliche Gewinn für sein ganzes Leben mag ihn schließlich dafür entschädigt haben, daß seine weitgreifenden der HS gewidmeten Pläne nur so verstreute und unfertige Gestalt angenommen haben.

---

3 1921

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

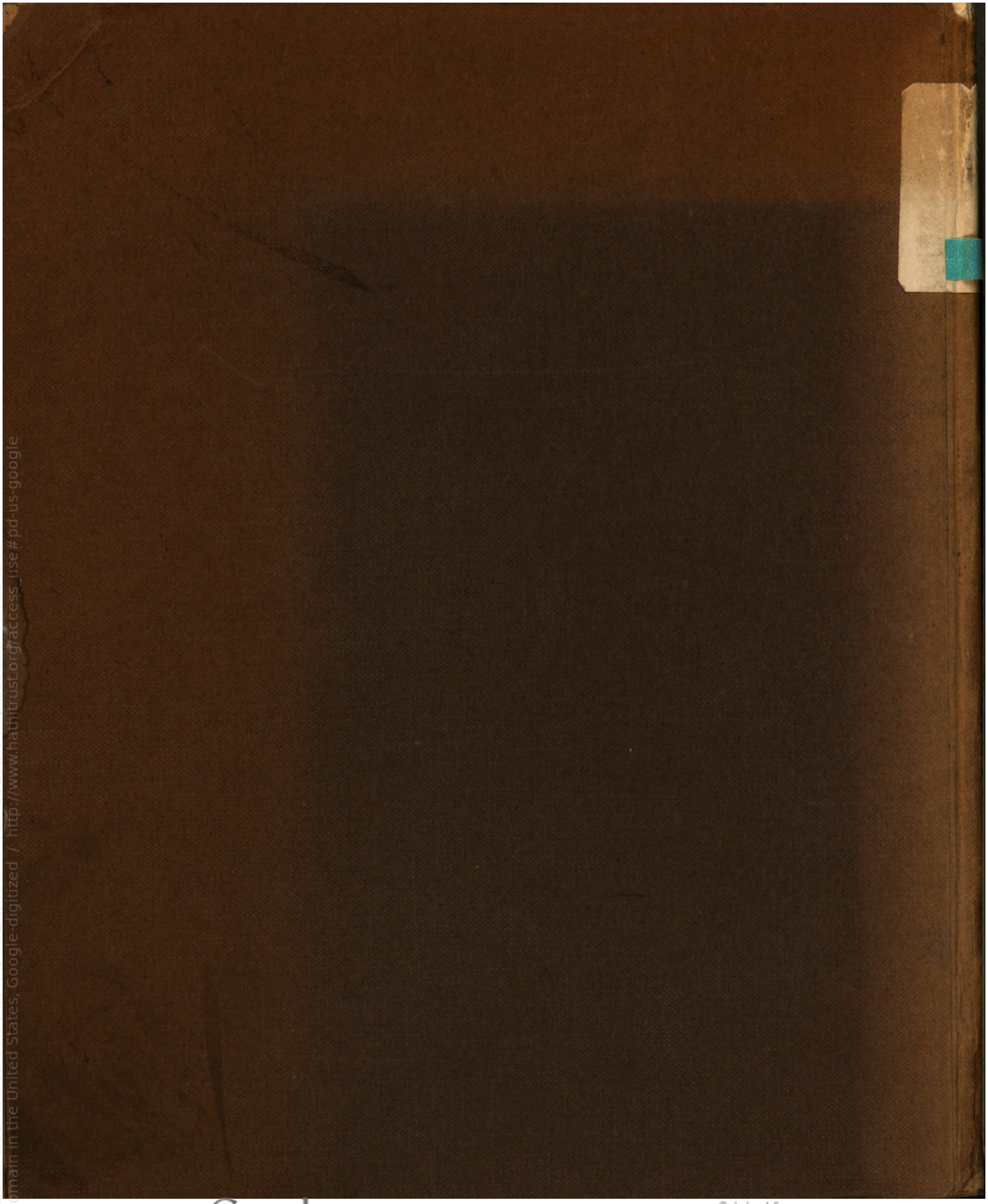
Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-07-11 20:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015077909102
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google